

dem Seebade sich befand. Er unterließ es dann nie, trotz seiner körperlichen Hinfälligkeit, die ziemlich steile Treppe zu dem Zimmer Rennenkampffs emporzusteigen, wo er die Bilder seiner Frau fand, vor allem das Gemälde von Schick aus der römischen Zeit.¹⁾

Alexander v. Rennenkampff.

Leben, Persönlichkeit und Weltanschauung.

Die Teilnahme für Rennenkampff, die durch die Briefe Karolinens mit ihrer Fülle und ihrer Begeisterung der Freundschaft und Liebe lebhaft angeregt wird, habe ich wenigstens so weit zu befriedigen vermocht, daß seine Gestalt mir in ihrer Eigenart lebendig wurde. Für eine Biographie, die dieser edle und bedeutende Mann ohne Zweifel verdient, reicht das keineswegs aus. Eine solche gebührt ihm als einem denkwürdigen Vertreter der deutschen Art aus dem Kreise der Generation, die in kräftiger Jugend die Befreiungszeit erlebte und in ihr mithandelte. Welch ein Kapital haben überhaupt die Deutschen an ihren Männern und gerade an denen, die in jener Zeit alt und jung waren oder erst eben zur Welt kamen! Immer wieder drängt es mich dazu, aufzumuntern, unsere Jugendbildung mit einer größeren Entschiedenheit als bisher auf den Zusammenhang mit dieser größten und edelsten Epoche des Deutschtums zu stellen. Liegt nicht das Sehnen unserer Zeit nach der Richtung hin, in welcher jene so groß und schön sich betätigte?

Auch die Beschäftigung mit Rennenkampff hat mir dieses Gefühl nur verstärkt. In diesem Leben ist Kraft, Reinheit und Zartheit, in diesem Manne ist Glück und Segen auf der Grundlage dessen, was er immer am höchsten gewertet hat, — des Friedens nämlich der Seele aus rechter Anwendung der gottgegebenen Kräfte.

Auf dem großen Gute Helmet in Livland, das 80 Bauerngüter umfaßte, war er am 9. Februar 1783 geboren.²⁾ Karoline feierte den Geburtstag immer mit festlichem Gefühl, freilich verwechselte sie ihn

¹⁾ Vergl. Distel, a. a. O., S. 9, 10, 28.

²⁾ Vergl. die kurze biographische Skizze in: Allgemeine deutsche Biographie von Meynert. Dankenswerthes, namentlich auch einige literarische Hinweise für Rennenkampff bei Distel: Aus Humboldts letzten Lebensjahren. Vergl. auch Goethe-Jahrbuch IV, S. 170, 179.

lange mit dem 10. Februar. Wie schön hat er ihn besonders im Kreise seiner Familie begangen. Den Vater verlor er früh; die ausgezeichnete Mutter hat noch sein späteres Lebensalter beglückt. Seine Ausbildung empfing er in Deutschland. Als er dann eine Zeitlang in seiner Heimat Amtsstellungen bekleidet hatte, studierte er in Göttingen Naturwissenschaft, Philosophie und Ästhetik. Nachdem er im Kreise der Staël in Coppet gelebt hatte, verweilte er lange, 1808 und 1809 bis in den Juli hinein, in Italien. Karoline hat den Tag seiner Abreise aus Rom in Erinnerung behalten, und durch sie wissen wir, daß es der 14. Juli war.¹⁾ In Italien hat er nicht bloß Natur und Kunst mit aller Frische und Freiheit genossen und für seine Ausbildung wirksam gemacht, sondern hier fand er auch Menschen, die ihm für immer blieben. Hier lebte er im Kreise der Familie Humboldt, und der bedeutend Jüngere erwarb die Freundschaft Karolinens fürs Leben. Er gewann aber auch Rauch und noch andere, wie den österreichischen Baron Lebzelter als Freunde. 1809 in Paris lernte er den Hof kennen und die Gesellschaftskreise in ihren verschiedenen Abstufungen. Neue Freunde gewann er in Alexander v. Humboldt und dem Grafen Schlabrendorf. Auf der Rückreise von Frankreich hat er auch Goethe aufgesucht, bei ihm eingeführt durch Alexander v. Humboldt als ein Kenner Italiens und als einer, der Kunst und Wissenschaft liebt, und vor allem auch als Freund Wilhelms und seiner Gattin.²⁾

Darauf folgt eine Zeit, die sein Leben mit einer Laufbahn in Rußland verbinden zu sollen schien. Er war dort teilweise lehrend beschäftigt, und es war Aussicht vorhanden auf einen vielleicht glänzenden Lebenslauf. Aber die Wendung, welche das Zeitalter nahm, führte ihn nach Deutschland zurück. Er nahm teil an der patriotischen Bewegung in Petersburg und verkehrte damals auch in den Kreisen, in denen Stein und Arndt für die größte Sache der Menschheit und Deutschlands arbeiteten.³⁾

¹⁾ Vergl. unten Nr. 20 (18. und 14. Juli 1823: Vor 14 Jahren reisten Sie von Rom ab).

²⁾ Vergl. Distel, Goethe-Jahrbuch IV, S. 171. Dort auch zwei Briefe Goethes an Rennenkampff und ein Brief Wilhelm v. Humboldts, der 1816 Rennenkampff bei diesem empfiehlt.

³⁾ Die Beziehung zu Arndt blieb später erhalten, und 8 Briefe Arndts befinden sich noch im Nachlasse Rennenkampffs, die ich später zu veröffentlichen gedenke.

Er trat dann in die russisch-deutsche Legion, die durch die Patrioten in Petersburg organisiert wurde, und als Adjutant des Grafen v. Wallmoden war er Teilnehmer des Befreiungskampfes. Als solchem begegnen wir ihm in der Erinnerung Theodors v. Bernhardt. Auf den regsten, gewedten Knaben machte der edle und vielseitige Mann, der bei seinem Aufenthalt in Esthland häufig im Hause seiner Eltern verkehrte, einen unvergeßlichen Eindruck.¹⁾ 1814 als Major wurde er Adjutant des Erbprinzen von Oldenburg, des späteren Großherzogs Paul Friedrich August, der als Gouverneur von Esthland an der Bauernbefreiung arbeitete. Diese Beziehung sollte über sein Leben entscheiden. Er kam mit seinem fürstlichen Herrn nach Oldenburg. Zahlreich, bis der Erbprinz die Würde des regierenden Fürsten zu übernehmen hatte, war seine Stellung verhältnismäßig bescheiden; dann aber bekam er ein hohes Amt bei Hofe und entsprechende Gehaltsbezüge.²⁾

Er hatte bei einer nahen, vertrauten Beziehung zu seinem Großherzog die Möglichkeit, gutes zu wirken. Er lebte zugleich der Förderung der Wissenschaft und Kunst. Er bereicherte als begeisterter Naturforscher die Sammlungen Oldenburgs. Er wurde dabei von seinem Herrn hinreichend mit Mitteln versehen und widmete dessen Andenken im Naturalienkabinett eine Büste, dankbar anerkennend, daß er noch über das Leben hinaus für den Etat der Sammlungen vorgesorgt hatte. Er freute sich auch an der Kunstsammlung des Fürstenhauses, für die vor allem Tischbein tätig war. Die Idylle in etwa 44 Gemälden dieses Meisters, die der Großherzog erwarb, hat Rennenkampff in ihrer Eigenart feinsinnig behandelt. Es ist dies derselbe Cyklus, den Goethe poetisch in Prosa und Versen gefeiert. Denn Goethe fühlte sich gleichgesinnt in dem Naturgefühl mit dem Meister, der ihm von der Zeit des römischen Aufenthaltes her nahestand.³⁾

¹⁾ Aus dem Leben Bernhards, I. S. 111 ff.

²⁾ Rennenkampff 1852, Pfingstsonntag. Ungedruckt.

³⁾ Vergl. das interessante Buch: „Aus Tischbeins Leben und Briefwechsel“, herausgegeben von J. v. Altm. Die für das Natur- und Kunstgefühl Goethes bezeichnende Dichtung zu Tischbeins Idyllen, 1–16 in Goethes Werken, 2. Bd. (Hempel). Tischbein dankte Rennenkampff gerührt dafür, daß er Goethes Beschäftigung mit seinen Idyllenbildern veranlaßt habe, und er äußerte sich entzückt über die Aufträge Rennenkampffs zu den Idyllen.

Rennenkampff wirkte belebend in dem Kreise der kleinen oldenburgischen Residenz. In der literarischen Gesellschaft, in der die Teilnehmer eigenes aus ihrem Studienkreise zum besten gaben, brachte er es fertig, durch seine klare und große Auffassung wahre Teilnahme und selbst Begeisterung für die Wunder der Natur zu erwecken bei Juristen und Beamten, die vorher ganz unberührt davon gewesen waren. Fortan wünschten sie, daß er immer nur Naturwissenschaftliches bringe. Gelegentlich führte er sie in die Sammlungen und hob aus jeder das allgemein Anziehende heraus. Er schloß, nachdem man einige Stunden damit zugebracht hatte, noch mit der Behandlung von ein paar hervorragenden Stücken, die er im Vorzimmer des Museums bei Tee und Pfeifen vorlegte.¹⁾

Der Mittelpunkt jedoch seines Daseins und Wirkens war ihm das Haus, war ihm die Familie, die er sich gegründet hatte. Er selbst schildert mit bestimmten und doch zarten Zügen seine Häuslichkeit und seine Welt in einem Briefe an Rauch, als er eben die Freundschafts-Verbindung mit ihm erneuert hatte. Das war in den dreißiger Jahren, und er befand sich damals gerade auf der Höhe seines Lebens. Er hat nun, so erzählt er, sich ein eigenes Haus eingerichtet; das Haus unter dem Dom der sieben Eichen heißt er es. Hier hat der Garten- und Blumenfreund die rechte Umgebung; in diesem Dasein vermag er nach Herzenslust zu schwelgen in seinen mannigfaltigen Naturstudien. In seinem Zimmer stehen Herbarien, Gestein, Gebein und Bücher so zusammengelagert, sagt er, daß er kaum mehr Platz findet. Dann die großen Erinnerungen: Über dem Schreibtisch eine Federzeichnung Rauchs, Rom aus dem Fenster der grünen Stube auf Monte Pincio, — ferner das Bild „unserer verewigten Frau“, wie er sich ausdrückt, das Porträt der Frau v. Humboldt, — jetzt aber auch schon die Abbildung der Grabkammer von Tegel; dazu kommen Sachen von Rauch, darunter der Kopf Goethes. „So bin ich umgeben von Erinnerungen, mein Inneres nach außen gelehrt, mich erfreuend!“

Aber nun die Familie! Zwar sein Wirken in der Familie des Großherzogs befriedigt ihn auch, und er ist nicht dem Fluche der

¹⁾ An den Entomologen Dohrn, Aug. 1851. Ungedruckt. Aus den inhaltsreichen Briefen an diese anziehende Persönlichkeit wird unten noch einiges mitgeteilt werden. Wir legen übrigens nur Auszüge vor.

Kleinstaaten, der Kleinigkeitskränerei, preisgegeben: allein die meiste Zeit gehört außer den Lieblingsstudien doch dem Unterricht seiner Kinder. Sein Familienglück nennt er ein vielseitiges. Eine gute alte Mutter, die ihn noch jetzt wie vor einem halben Jahrhundert verwöhnt. — „Meine Frau zu beurteilen ist mir nie eingefallen. Sie ist eigentlich Ich. Nur daß ich mit ihr immer mehr zufrieden sein muß als mit mir.“ „Sechs Kinder, keines verloren, alle gesund an Leib und Seele . . . welch seltenes Glück.“ — „Im Bewußtsein dieses Glückes leben wir jede Stunde, ich und meine Frau, die mir heute noch so anziehend ist als vor 16 Jahren.“ Schaut er zurück auf sein früheres Leben, so findet er es fast wie Saat und Ernte, vergangenes und gegenwärtiges verknüpft. Humboldts Besuche, Karolins Bekanntschaft, die Gegenwart dann seiner Brüder und ihrer Frauen, Freundesbesuche und nun die neu aufblühende Freundesbeziehung mit Rauch.

So schließt sich ihm sein Dasein zu einem Ganzen zusammen, das in den Kindern fortlebt.¹⁾

Es ist erquickend, mit dieser Seele und ihrem Haushalt vertrauter zu werden. Das Gefühl, daß wir es mit einem guten und weisen Manne zu tun haben, erfährt bei jedem weiteren Schritte neue Bestätigung. Sein Freund, der alte Baron v. Lebzelter, äußerte zu seiner Tochter Elise, es gäbe keinen besseren Menschen auf der Welt als ihren Vater.

„C'est une vraie perle que cet homme.“²⁾ Karoline aber schrieb an ihn: „Wie muß ich eine Individualität lieben wie die Ihrige, die nur strenger gegen sich, liebender und expansiver gegen andere geworden ist.“³⁾ Früher in der römischen Zeit hatte sie noch bei einem innigen liebebedürftigen Herzen voll Familiensinn ein „kassess und beinahe kaltes Wesen“ an ihm gefunden, das wenig oder keine Zwischengrade zwischen Liebe und Gleichgültigkeit habe.“⁴⁾

Diese zwei Äußerungen beleuchten schon, was die Entwicklung an dieser Natur zu tun hatte. Ihm war ein aus dem Grunde edles und liebevolles Wesen eigen, allein dieses mußte mit dem Gefühl der Kraft,

¹⁾ Vergl. Eggers, Rauch Bd. III.

²⁾ Elise an den Vater, 18. Okt. 1850. Ungebrucht.

³⁾ Karoline, 28. Mai 1825. Nr. 26.

⁴⁾ Karoline an Schlabrendorf, a. a. O., S. 510.

der Wahrhaftigkeit und dem Abscheu vor dem Gemeinen und Schwächlichen, die nicht minder stark in ihm waren, noch zu Ausgleichungen und Abwägungen gebracht werden. Das Milde und Weiche und das Starke und Edeltum in ihm durchdrangen sich in der Tat allmählich immer mehr; dennoch blieb etwas von der rauhen Schale zurück, und der Alte nannte sich selbst grob, — und wieder auch empfindsam. Er fand es für sich immer unmöglich, die Fülle seiner Liebe in Worten auszusprechen. Aber um so besser und natürlicher gelang es ihm damit in den Briefen, die er seinen Lieben schrieb.

Glückliche Anlagen und glückliche Lebensumstände kamen zusammen, um seine Persönlichkeit zu gestalten. Er wuchs auf in einer Familie voll körperlicher und geistiger Gesundheit. Sein Leben fiel in eine bewegte und große Zeit, und eine Reihe der besten und edelsten Menschen trat ihm nahe und hielt an ihm fest, wie er an ihnen. Er lernte Länder und Völker, Natur und Kunst lieben; aber er brachte auch gegenüber alledem einen unverwundlich einfachen Sinn für das Wesentliche mit. Dem galten sein Gefühl, seine Anhänglichkeit und sein Feuer. Der Glanz, die Augenleiten blendeten schon den jungen Mann nicht. Er hatte immer das Gefühl, daß das Äußere dem Inneren dienen muß, dem inneren Ziele des Lebens, und um die glänzendste Laufbahn nicht hätte er den Frieden der Seele darangegeben. Zwanzigjährig schon, sagte er später, habe er gewußt, wie wahr das Wort sei: „Schätze kommen übers Meer, aber der Friede wohnt am Gestade.“ Aber auch das wußte er früh, daß dieser Friede nur kommen könne aus einem Leben, das mit ganzer Kraft und Aufrichtigkeit sich seinen Aufgaben ergibt und nichts davon wissen will, sich an die Umstände zu verlieren, wo sie dem wesentlichen Berufe zuwider sind. Er hatte, wie es bei Naturen, die für das Harmonische angelegt sind, wohl immer zu beobachten ist, einen Zug, der ihn sozusagen über sein Lebensalter hinaus hob. Er hatte, möchte man sagen, Alter schon in der Jugend und wieder Jugend im Alter. Dies deshalb, weil das stark in ihm war, was unabhängig zu machen vermag von den Jahreszeiten des Lebens.

Er hatte davon selbst ein Bewußtsein, und sehr schön schrieb er seinem lieben Schwiegerjohn, dem Gemahl der Elise: „Zwar könne der Alte nicht fühlen wie der Junge; aber doch könnte jeder die Vorteile jedes Lebensklimas vereinigen, wenn ihm gegeben sei, nicht

aus seinem engen Lebenskreise, sondern aus höheren Gesichtspunkten allgemeiner Wahrheiten das Leben zu behandeln.“

Er sah das Leben und seine Aufgabe zu erfüllen als etwas Großes und Heiliges an. „Wer klagt nicht über die Kürze des irdischen Daseins,“ so jagt er in seiner vermutlich letzten Schrift. „Wie hast Du es aber benutzt? Bist Du etwas geworden? Hast Du in dauerndem Fortschritt Deiner Veredlung gelebt? Und hast Du das nicht, so war Dein kurzes Leben viel zu lang.“¹⁾ Der Tochter Elise aber sagte er: „Ich will Dich nur aufmerksam machen, liebes Kind, — das Himmelreich, das uns verheißene Reich Gottes, kann jeder sich auf Erden machen, wenn er ernstlich will. Es in der Familie gründen, befestigen, ist schwieriger. Es auf dem Erdenrund verbreiten, kann nur Gottes Allmacht, und seine Allweisheit tut nur Wunder durch die Kräfte der Natur und die Lenkung der Menschenherzen in der Reihe der Ursachen und Wirkungen im Leben; es braucht Jahrtausende, ehe es der Mensch merkt, aber es geht immer vorwärts und kommt sicher ans Ziel, wenn die Zeit erfüllt ist.“ Dem feurigen Schwiegersohne, der seine Elise heimgeführt hat, legt er eben das nahe, was er selbst während seines Lebens sich gesagt hatte: Nicht Gold, Ehre, Menschenrang und Titel seien das wahrhaft Erstrebenswerte, nein — des Lebens Juwel sei Gemütsruhe.²⁾ Doch meinte er das nicht im Sinne der Ruheliebe oder gar Mäthzigkeit. Aber über dem Jagen nach äußeren Dingen soll das Innere nicht geopfert werden. Denn reich könne der Mensch nur werden aus sich selbst in seinem langen Erdenleben, das doch nur ein kurzer Tag sei, wenn es vorübergegangen ist. Dieser wahre Reichtum aber ergibt sich dann, wenn man bei allem Wirken nach außen den Gesichtspunkt des Unvergänglichen nicht außer Augen verloren hat, vielmehr ihn zu verbinden wußte in allem Wirken.³⁾ Was ist, so fragt er einmal, das beste Glück auf Erden, wenn es uns nicht besserte, für den Himmel reiste und dadurch den Himmel auf Erden bereitete?

Bei solcher Gesinnung empfand er denn recht sehr, daß er nicht von der guten Gesellschaft heißen könne. Dazu sei er zu einseitig und

¹⁾ Vergl. die Schrift: „Am Morgen des 13. Juli 1863 in Oldenburg“, Selbstgespräche.

²⁾ 25. Januar 1853. Ungedruckt. — ³⁾ 8. März 1851. Ungedruckt.

ehrlieh. Er war nicht dazu angetan, sich in unfreie Lagen zu fügen. Es lebte ein starker Unabhängigkeitsinn in ihm, und er dankte um so mehr der Vorsehung, die ihm eine Stellung gegeben bei einem Herrn, wo er in einem Kleinstaate wirken konnte, ohne in die Kleinlichkeit eines solchen verfallen zu müssen; wo er an einem Hofe sich betätigen konnte, ohne höfischer Gefinnung im ungünstigen Sinne zu bedürfen. Nur so erst konnte es ihm behaglich werden in Oldenburg. Mochte sein Wirkungskreis bescheiden sein, wie er ihn selbst so nannte, das hinderte nicht das Gefühl glücklicher Fügung, da er in seinem inneren Leben dabei doch ungestört bleiben konnte und gutes zu stiften vermochte mit demselben. Er empfand mit den Gefühlen eines frommen und heiteren Dankes, daß in seinem Leben all der Segen wirkte, den ein Sterblicher sich irgend wünschen könne. Er waltete als Charakter an der Seite seines fürstlichen Herrn und in dessen Familie und Lande. Er fand die ganze Befriedigung eines aufblühenden Familienkreises und er konnte still und stetig an seiner eigenen Individualität arbeiten.

Er brachte in die Ehe den reinsten Familiensinn mit. Er war darin der echte deutsche Livländer, bei dem dieser Zug der hervorragende und wohlthätigste ist. Treffend hat er in den „Umrissen aus seinem Skizzenbuch“ diese Eigentümlichkeit seiner Heimat hervorgehoben und lebendige Bilder davon entworfen, die noch heute ihren kulturgeschichtlichen Wert behaupten. Er erzählt, wie die Geschlechter Livlands seit langem darauf gewiesen sind, die Heimat zu verlassen, wie die Großväter und Ahnen hinausjogen auf fremde Universitäten, in fremden Ländern reisten, Kriegsdienste nahmen, dann aber doch immer wieder nach Hause zurückkehrten, um eine Landsmännin, gewöhnlich eine Cousine heimzuführen; auch jetzt, wo oft die Mittel Reisen und Universitäten nicht mehr gestatteten, wo man häufig in russische Kriegsdienste sich begeben, sei das noch nicht anders. „Mit wenigen Ausnahmen weiß jeder nach einer Reihe von Jahren durch Erbschaft, Ankauf oder der Pacht sich ein unabhängig friedliches Landleben zu verschaffen, um eine schöne Cousine zur Mutter seiner Nachkommen zu machen und den Abend seines Lebens wie nach hergebrachten Familiengesetzen im Sinne der Väter zu vollenden.“¹⁾

¹⁾ „Umrisse aus meinem Skizzenbuche“, 2 Bde. 1828. (I, S. 51 die angeführte Stelle.)

Rennenkampff wuchs in einer Zeit auf, in der dieser angeborene Familiensinn sich veredelte wie noch nie, in der Rousseau und das Ideal der Aufklärung wirksam wurden und in der die deutsche Sehnsucht, genährt durch Rousseaus „Emil“, das Ideal der Familie und des Weibes suchte. Von diesem Grundgefühl, einer entscheidenden Vorbedingung der Wiedergeburt des deutschen Volkes, von diesem Grundgefühl, das schon einmal in der Höhe der aristokratischen Bildung im Anfang des 13. Jahrhunderts elementar hervorgebrochen war, wurde auch der junge Rennenkampff erfasst.

Das germanische Urgefühl von dem Göttlichen im Weibe durchdrang auch ihn. In seinen „Umrissen“ spricht sich das unverkennbar aus. Er zeichnet da ein Ideal voll Zartheit, Reinheit und Lieblichkeit, das seine niederdeutsche Prägung und selbst Livländisches nicht verleugnet. „Märchen“, so jagt er, „war das bewundernswürdigste und liebenswürdigste Geschöpf, das ich je gesehen habe. In ihrer Gegenwart lebten wir nur ganz in ihr; sie war unterrichtet; hatte eine seltene Freiheit des Verstandes, eine außerordentliche Tiefe des Gefühls; eine Phantasie, die sie in den lieblichsten Bildern wiegte, eine nymphenhafte Gestalt, einen hinreißenden Ausdruck der Lieblichkeit und heitern Ruhe in dem nicht gerade sehr schönen Gesichte und einen gewissen Charakter der Zartheit, der sich über ihr ganzes Wesen ergoß. Wenn sie sprach, glaubten wir die eigene Seele verschönert aus ihr zu vernehmen . . .“ Nahe verwandt diesem Mädchen ist die engelhaftige Frau des Obersten v. K. in Livland.

Während er in der Erzählung vom verlorenen Sohn, die in Indien spielt, Kritik übt an den Verhältnissen Europas, preist er an ihnen besonders die edlere, ebenbürtige Stellung der Frau und den wohlthätigen Einfluß des weiblichen Umgangs. Dem Adel italienischer Weiblichkeit, wie er ihm vorschwebte, hat er in der Luise seiner „Umrisse“ eine Huldigung dargebracht. Doch läßt er den Idealjüngling humaner Deutlichkeit, den er dort in Fritz Holm zeichnet, zwar das Liebesfeuer in der Brust des schönen und hochsinnigen Mädchens entzünden, seinem jungen Helden gibt er aber allein brüderliche Gefühle für das Mädchen. Denn schon ist er von der Liebe zu einem deutschen Mädchen ergriffen worden.

Das Glück des Familiendaseins preist Rennenkampff mit schönen Worten. Die beglückendste, menschlich bildendste aller Vereinigungen

nennt er die häusliche, und keine fördere so das sittliche Fortschreiten.¹⁾ „Es kann“, schrieb er in den „Umrissen“, „dem Herrn der himmlischen Heerscharen kein Anbild so wohlgefällig sein, als die Sorge einer Mutter um das leibliche Wohl ihres Kindes und eines Vaters in der Sorge um seine unsterbliche Seele, daß sie sich erhebe, würdig zu werden des Schutzes des Allmächtigen.“²⁾ Er war darin ganz ein überzeugter Freund der Karoline v. Humboldt. Sein Haus unter dem Dome der sieben Eichen bot das Musterbild einer deutschen Familiengemeinschaft, wo alle Leid und Freud, großes und kleines teilten. Mit den Freunden des Hausvaters lebten auch alle Angehörigen. Er konnte Rauch schreiben, nicht bloß er lebe umgeben von den Zeugnissen seines künstlerischen Schaffens, dem Relief vom Max Josef-Denkmal und anderem, sondern auch seine Kinder und seine Freunde. Die lieben auch den, den er liebt und verehrt Rauch. Wie freut er sich daran, daß die Tochter Elise und ihr Mann, der Generalkonsul v. Weiß, Fritz, den Sohn des Hauses, so lieb gewonnen haben. „Das ist das festeste Band der Familie, . . . wenn jedes auch weiß, warum es den anderen so lieb hat.“³⁾ Ein anderes Mal, wo wieder von Fritz die Rede ist, preist er die Liebe und nennt es ein dummes Wort: Die Liebe macht blind. „Die Liebe allein nimmt es über sich, den vielgestaltigen Menschen aus seinen vielfachen Lebensäußerungen so genau kennen zu lernen, als es nötig ist, recht unparteiisch, partiell für ihn zu werden.“ Dann aber legt er hinzu: „Wie in der Natur und im Menschenleben der Fortschritt zum Besseren die Hauptsache ist, so muß der Sohn immer etwas Besseres werden als der Vater, das ist die irdische Unsterblichkeit.“⁴⁾

Schon erschließt er den Blick auf sein beglücktes Haus in der Widmung der Umrisse. Den geliebten Angehörigen des Hauses, das er sich unter den sieben Eichen gegründet hat, eignet er sie zu. Denn oft war alles in dem Bache der Gegenstand der traulichen Gespräche.

„Euch, ihr Götter meines stillen Herdes, die ihr mein Häuschen schirmt und die drin wohnen, nährt und loht, — und Dir meine

¹⁾ 23. April 1850 an Elise. Ungedruckt. — ²⁾ Umrisse II, S. 246.

³⁾ 24. Aug. 1851. Ungedruckt.

⁴⁾ 19. Sept. 1851. Ungedruckt. Ähnliches sagt Goethe in einem berühmten Spruche.

hochverehrte Mutter, die Du mit jenen im Bunde, von ihnen gerufen, vom Morgen her in unser Häuschen zogst, hier vielfach die Liebe und Treue zu üben und zu ernten, deren goldene Saat Du einst in reicher Fülle in meine jugendliche Seele streutest, und Dir, geliebtes, teures Weib, die Du mit zartem heiteren Sinn in unserer blühenden Kinder froher Schar und in des Hauses stillem Frieden regsam waltest, des Lebens schönste Krone, der Liebe und Treue schönsten Kranz um meine Schläfe schlangst, — Euch allen sind diese Blätter gewidmet.“ Den zweiten Band bot er den Brüdern Paul und Gustav dar, die als eng verbundene, edle Geistesverwandte Alexanders sich darstellen. Bis nahe an das 90. Lebensjahr blieb ihm die Mutter als Genossin des Hauses erhalten. Von den Kindern starb ihm eine Tochter. Schon vorher aber war ihm die Lebensgefährtin entrisen worden, der er fortan einen Dienst der liebenden Erinnerung weihte. „Sechs Schritte vor meinem Fenster“, so schreibt er an Rauch, „ist das Grab meiner Frau, das ich mit eifersüchtigem Blicke bewache, das meine Kinder um den Leichenstein herum mit Blumen bekränzen.“ In der Freude an seinen Kindern hauptsächlich geht ihm ein heiterer Lebensabend auf, den er mit lebhaftem und warmem Bewußtsein genießt, obwohl ihm Anfälle von Kränklichkeit, besonders gichtische Leiden, nicht erspart bleiben. In den Briefen voll Geist, Frische, Humor und Zartheit an die Tochter Elise, deren hochbegabter Gatte ihm ein inniggeliebter Freund geworden ist, spiegelt sich der seelische Reichtum dieses durch Liebe beglückten Daseins ab. Es ist wahrhaft erhebend, hier ein Vorbild zu sehen eines innigsten Seelenverkehrs, eines Alters voll Jugend mit einer jüngeren Generation, die mit feurigster Verehrung und reinster Bereitwilligkeit auf die Worte des väterlichen Freundes horcht. Er hält nirgends hinter dem Berge mit seinen Anschauungen. Der Unterschied der Lebensalter und die Verschiedenheit ihrer Aufgaben spricht sich deutlich aus, zumal mit Bezug auf den feurigen und hochstrebenden Schwiegersohn und den frischen und edlen Sohn. Allein er spendet mit vollen Händen aus den großen Besitztümern eines reinen und erprobten Gehalts darbietenden Lebens. Die Wirkung ist denn auch die erfreulichste von der Welt: Wahrste gegenseitige Förderung; das Alter bleibt verstehend, die Jugend weiß sich besonnener und gemäßigter zu halten, als es sonst der Fall wäre. Der Alte verwertet den Schatz seiner Erinnerungen, und die Jüngeren

lernen daran fürs Leben. Zuletzt das Beste von allem ist, wie sie einander die Lebensfreude erhöhen, vertiefen und veredeln. Anziehend genug erhellten sich in diesem seelischen Wechselspiel die Generationen einander. Auf der einen Seite der Bejahrte aus dem Lebensalter der Jugend der Befreiungskriege und auf der anderen Seite das Lebensalter der Begründungszeit des Reiches in seinem gegen das Jahr 1870 hin schon auf der Höhe des Lebens stehenden Teil. Das ergibt eine fruchtbare Gegenseitigkeit, die gerade an diesen Lebensaltern zu beobachten so sehr der Mühe lohnt, daß die Kulturgeschichte alle Ursache hätte, diesem Verhältnis bewußt nachzugehen an immer neuen Vertretern.

In diesem Falle ist der Unterschied deutlich gegeben, aber es liegt keine Gegenätzlichkeit vor. Das Ideale, das deutsche Wesen, hatten der Alte wie die Jüngeren, der Schwiegersohn, der Sohn, die Töchter zumal in schönster Weiblichkeit, fest.¹⁾ Aber doch haben die Jüngeren das Nationale nicht mehr so stark verbunden mit dem Humanitätsideal, und sie sehen mehr die Gegensätze, die Schatten, und es ist ihnen weniger eigen, diese auf sich beruhen zu lassen. Der Alte äußert einmal charakteristisch für sein Lebensalter: „Natur und Kunst! zwei schöne Seiten der einen schönen Welt. Sie hat auch andere Seiten, die nicht schön sind. Die will ich lieber nicht ansehen.“²⁾ Die Jüngeren machen doch mehr Ansprüche an das Äußere; die Richtung auf das Karrieremachen, die mit dem Beamtentum dem Alten unauflöslich verflochten erscheint, ist ihm wenig anmutend. Er mahnt den feurigen, geliebten Schwiegersohn, immer auch an das Bleibende inmitten der Lebensbewegung zu denken. Ein Feuer wünscht er ihm, das leuchtet und nicht brennt. Die Beziehung des Lebens und Tuns zu der höchsten Angelegenheit, der Selbstbildung, nicht zu vergessen, das legt er ihm ans Herz. „Es ist doch möglich,“ so sagt er einmal, „bei gehöriger Reinigung von Weltelementen, den Wert der Lebensgüter nicht zu überschätzen.“

Er fühlt, daß seine Empfindsamkeit bei den Jüngeren nicht mehr so obwaltet. Wie ist ihm jedes äußere Zeichen so lieb, das ihn an seine Teuren erinnert. 1826, so erzählt er dem lieben Ehepaar in der

¹⁾ Der Sohn starb übrigens schon 1861. Bei Distel, a. a. O., dort auch andere Lebensdaten über die Familie Kneenkaampff.

²⁾ An Dohrn. Ungedruckt.

Ferne, am 18. August, als Fritz das Tageslicht erblickte, war er mit dem Erbprinzen in Wiesbaden. Seine Frau hatte ihm in den Brief eine Lode des Neugeborenen, die sie am dritten Lebensstage abgezeichnet, eingelegt. Er tat sie zu einer von seiner Gemahlin und schrieb bewegt auf das Papier: „Die Mutter mit dem Sohne.“¹⁾ Als er ein andermal davon geschrieben, wie sehr ihn alles bewegt, was an die liebe ferne Tochter erinnert, ihre Handarbeiten, ein Bildchen mit den Lieblingsblumen des Vaters von ihrer Hand, und wie ihn drunten bei Tisch etwa der Serviettenring mit der Aufschrift: Guten Appetit! Elise, wehmütig stimmen kann, so daß er zu ihr hinübertuft im Geiste, — da setzt er hinzu: „Ich weiß nicht, wie es ist, ich bewahre noch immer wie im Hinterhalte die daraus das ganze Herz bewegende Empfindsamkeit, die ihr alle nicht kennt, die bei meiner sonstigen Grobheit euch unverständlich wie ein Ton aus einer fremden Welt ist.“²⁾ Auch für das, was er hier Grobheit nennt, finden sich Belege genug in seinen Briefen. Es ist dieser Zug aber in der That der Ausdruck einer männlichen und freien Wahrhaftigkeit, wie er sie im gegebenen Falle gegen Hohe, so auch gelegentlich gegen seinen geliebten und geehrten Fürsten zu üben wußte. Die Rehrseite der Empfindsamkeit, die Empfindlichkeit kann bei ihm höchstens einmal anklingen, etwa wenn er in einem Briefe meint, er habe das Gefühl, daß er zu oft und zu lange schreibe. Man müsse doch seltener erscheinen, um willkommen zu sein.

Freilich auch hier spielt schon deutlich genug ein Unterschied der Lebensalter mit. Diese Jüngeren nehmen es mit der seelischen Aussprache in Briefen nicht mehr ganz so ernst, wie die Vertreter der älteren Zeit. Überhaupt hatte für diese die Freundschaft im höheren Grade eine Beimischung von Schwärmerei und Begeisterung. Bezeichnend dafür ist, wie Nennenlampff in einem Brief seiner Tochter wehrt, ihren Mann zum Schreiben zu drängen, wenn ihm nicht danach zu Sinne ist. Die Freundschaft zu Viktor, dem Schwiegersohn, werde darunter keineswegs leiden; schreibe er auch drei Jahre nicht, so würde Nennenlampff nur denken, er habe eben das Bedürfnis nicht gehabt, wie früher, als er in Athen und Wien war. Er bleibe aber immer

¹⁾ 11. Juli 1850. Ungebrudt. — ²⁾ 9. Mai 1850. Ungebrudt.

unverändert sein lieber guter Freund. Vielleicht wäre es dem jüngeren Lebensalter auch schon ferner gelegen, zu äußern, wie Nennenlampff einmal tut: Bei freundschaftlichen Briefen müsse man sich mehr zusammennehmen, weil bei ihnen mehr auf dem Spiele stehe als bei Geschäftsbriefen, wo der Verlust meist nur in Geld bestehe.¹⁾ Bei den Jüngeren bemerkt der Alte und tadelt mit seiner urgesunden Offenheit und liebenden Väterlichkeit eine gewisse Eilfertigkeit, wie anlässlich des schon schneller werdenden Reisens. Möglichst viel in möglichst kurzer Zeit, das ist das System für das Reisen, das er schon kommen sieht und gar nicht billigt, bei den Herrschaften nicht und nicht bei seinen Kindern. Da ist einmal eine der Töchter von einer schnellen achttägigen Tour nach Paris zurückgekommen, so voll „wie eine gestopfte Pfeife“, sagt er. Auch der Sohn macht es ihm zu sehr nach dem neuen Zuschnitt. Den Gesamteindruck von Florenz hat der Sohn gut und rein in sich aufgenommen; allein seine Reise ist doch gar zu eilig und flüchtig gewesen; er hätte den Faden länger ziehen müssen und nicht die Schweiz und Italien zugleich in eine Reise verknüpfen sollen. Denn so verweichten sich die Eindrücke;²⁾ daß es bei den Jüngeren einigermaßen flacher und auch derber hergeht, das verbirgt sich natürlich dem Alten am allerwenigsten, und wo die Gefahr dabei liegt, hat der Feinjährlige scharf und gesund warnend herausgehoben. Er spricht einmal von dem Sohne, wie es ihm lieb ist, daß derselbe bei Gelegenheit der Feier seiner 50jährigen Bruderschaft im Freimaurerorden in die Loge aufgenommen worden ist und wie er sich an dem Werte seines Sohnes erfreut. Darauf aber fährt er fort: „Nur in einem Punkte sündigt er, daß er zu plumpe Scherze macht und, wenn er böse wird, gar zu gemeine, grobe Worte braucht, gegen die Intimsten.“ Freilich tröstet er sich hinsichtlich des Sohnes. Denn jedenfalls wußte er am besten, daß das bei ihm eben nur ein vorübergehendes Reflexlicht sozusagen vom Tage sei. „Fritz“, so fährt er fort, „ist aber nicht eitel und wird die Gewohnheit in (aus) der Infanteriekajerne wohl noch ablegen, hoffe ich.“

Zu diesen Zügen des Lebensalters, dem Nennenlampff angehört, kommt nun freilich ihre Abtönung aus den höheren Jahren und aus

¹⁾ Brief vom 8. April 1852. Ungebrudt.

²⁾ Brief vom 19. Sept. 1851. Ungebrudt.
Stauffer, Karoline v. Humboldt.

typischen Eigentümlichkeiten des Greisenalters; das Beschauliche wiegt vor, das Zurückgezogene gegenüber dem Welttreiben. „Es ist“, sagt er, „das Metier der Alten, sich in Erinnerungen zu wälzen, und fast ihre Gegenwart.“¹⁾ Die Jugendlichkeit der Seele ist ihm jedoch geblieben. Nur nimmt er noch entschiedener als früher das Recht in Anspruch, die Nichtigkeit von sich abzuweisen. Als er nach langen Jahren den freundschaftlichen Verkehr mit Rauch wieder aufnahm, schrieb er: „Wir mögen alt geworden sein, aber nur vor den Leuten; denn wir fühlen's nicht.“ Damals stand er allerdings erst auf dem Übergange vom Mannesalter zum Greisenalter; aber er hätte es auch noch später sagen dürfen; das zeigen die Briefe an die Tochter Elise ebenso, wie die an den Entomologen Dohrn und an Rauch. Man kann nicht inniger in das eingehen, was die Jüngeren bewegt, und sich nicht hilfreicher dabei erweisen in reiner Zuneigung und Liebe. Ihm ist es, so äußert er gegen Dohrn, die größte Freude, zu sehen, wie die Tochter das Neue aufnimmt, ja überhaupt ist ihm dies das Anziehendste, bei all den Seinen zu sehen, bei der Mutter, der Gemahlin und den Kindern. Dem Schwiegersohne Viktor sagt er, daß seine Liebe und Treue ihm wie frisches Blut durch die Adern gehe.²⁾ Er soll ihm aber nicht bloß das Süße, sondern auch das Bittere mitteilen, so besonders, wenn die Tochter leidend ist. „Vergeßt nicht“, ruft er den Kindern zu, „daß ich mit euch leiden muß, um nachher beruhigt zu sein.“ Vortrefflich versteht er es aber selbst, die Seinen an seinen Freuden und an dem, was seine Seele bewegt und besitzt, Anteil nehmen zu lassen. In ganz ungezwungener Weise in reinen, bald kräftigen, bald zarten Linien zeichnet er Bilder, die sein Wesen und Dasein ausdrücken. Da schildert er Festtage, wie etwa die Feier seines Geburtstages, die zu einem Blumenfeste wird, oder das Jubiläum als Freimaurer, das ihm, weil Liebe und Treue der Grundton bei den mannigfachen Ehrungen sind, zum hübschesten Feste wird, das er erlebt hat.³⁾ Bei solcher Gesinnung vermag er an Dohrn das Wort zu schreiben: „Es gibt Melodien im Leben, die bleibend im Ohr wiederhallen und noch das Herz bei seinen letzten Schlägen bewegen, glaube ich.“

¹⁾ An Dohrn. Ungedruckt. — ²⁾ 10. Februar 1852. Ungedruckt.

³⁾ 8. April 1852. Ungedruckt.

Das Alter hat ihm auch sonst noch viele gute Erfüllungen gebracht. Er konnte noch die Kinder, die er glücklich in der Ferne wußte, in Genua besuchen. Er freute sich, endlich doch noch in Berlin den teuren Rauch zu sehen und den Phidias Friedrichs des Großen, wie er sich ausdrückt, in die Arme zu schließen. Weiß er auch, daß es ein letztes Wiedersehen ist, ihm ist es trotzdem ein Lichtpunkt für die ganze zweite Hälfte seines Lebens. Sehr liebenswürdig sah er sich auch von Alexander v. Humboldt in Berlin aufgenommen. Auch an seinen Brüdern konnte er sich noch recht erfreuen. Bei seinen fürstlichen Herrschaften, die auch er wirklich von Herzen zu lieben vermochte, sah er sich geehrt und geliebt. Nicht zu glauben sei es, sagt er, wie er so liebenswürdig aufgenommen worden, als er nach einem Krankheitsanfälle wieder ausgehen konnte. Mit wahrer Befriedigung erfüllte ihn die Persönlichkeit und die Entfaltung des Erbgroßherzogs. Manche Hofbesuche freilich mochten mehr stören als anziehen. Aber wie entzückt war er, als einmal die edle, ihm seit langem bekannte Marie Paulowna von Weimar nach Oldenburg kam. Er fühlte sich hingerissen von der echt menschlichen Größe dieser Frau.¹⁾ Dazu kam der Umgang mit den Freunden; auch alte Verbindungen belebten sich, die gleichsam wieder neue Triebe aus alten, kräftig und jung gebliebenen Wurzeln bekamen. So die mit Bernhardi, dem das Zusammentreffen mit Rennenkampff aus seiner Knabenzeit unvergeßlich geblieben war, oder die mit dem alten Baron v. Lebzelttern, dem Genossen auch des fruchtbaren römischen Aufenthaltes. Zu alledem fügten sich die Studien, zumal die über alles wert gehaltenen Naturstudien. Aber das Schönste und Beglückendste war und blieb bis zuletzt der häusliche Herd und der Kreis der geliebtesten Familie. Am schönsten, schreibt er, ist's doch auf seinem Dachstübchen. Kein Ding, das durch seinen Kopf fährt und nicht auf seinen Bücherbrettern nachzuschlagen wäre, kein Fleck an der Wand, der nicht auf eine liebe Erinnerung zurückführte. Immer freut er sich, wenn das Leben der Seinen das Haus erfüllt, und dann wieder, wenn alles ganz still ist und nur etwa die Jüngste, Cäcilie, um ihn ihr Wesen treibt. Sie ist seine ganze Passion. Nur den

¹⁾ 27. Juli 1851. Ungedruckt. Die Stelle über die Fürstin verdiente ganz mitgeteilt zu werden, wie so manche andere. Über diese hervorragende Frau gibt wertvolle Mitteilungen das Buch von L. Preller: Ein fürstliches Leben. Weimar 1859.

Verdruß hat er an ihr, daß sie nicht immer 8 bis 9 Jahre bleiben will und schon Anstalten macht, eine Dame zu werden. Der Atem seiner reinen und liebevollen Seele kommt uns mit tiefer Poesie in einem Briefe entgegen, den er an Dohrn in den letzten Lebensjahren schreibt. „Ich habe einen ungemein hübschen Sommer erlebt. Hof, Nachbarn, alle Welt ausgesporen; die Stille, eine Feier der gütigen Mutter Isis, aus dem Schatten das Sonnenlicht, die Farben, der Wechsel derselben, das Gesumme, die geflügelte Welt, der arbeitende Maulwurf, die Vogellieder, die nickenden Halme und Blüten, unter den fernen Bäumen hindurch die Herden auf den Wiesen und Cécilie an den Blumenbeeten und was nicht noch alles belauicht.“ „Ach, Papa,“ sagt das Kind, „die Rosen blühen so spärlich, und die Stöcke kränkeln elendiglich!“ — „Das hatte ich auch wohl seit Jahren gesehen, immer neue Rosenstöcke gepflanzt, überreich gedüngt und alles getan, was die besten Gartenbücher empfahlen. Es blieb beim alten. „Die Schatten der Eichen!“ Sie haben doch auch mehrere Stunden am Tage Sonne und brauchen nicht mehr. In diesem Sommer, in dem ich fast nur im Garten lebte, ließ ich zur Untersuchung des Bodens neben einem Rosenbeet ein Loch graben. Bei drei Fuß Tiefe stieß der Arbeiter auf ein dichtes Netz von Eichenwurzeln. „Aha, — da haben wir's.“ Ich ließ noch zwei Fuß tiefer graben, diese Wurzeln durchschneiden, zwei Fuß breit von jedem Rosenbeet, es wieder mit gedüngter Erde füllen usw. Nun hoffe ich, sollen meine Rosen sich erholen, Rosen und Eichen in Frieden leben.“¹⁾

Man fühlt bei diesen Worten das Seelenglück und den Frieden eines solchen Lebens aus der großen Zeit blühender Deutscherheit und Innerlichkeit und man denkt an Goethes Worte: „Bierlich Denken und süß Erinnern, ist das Leben im tiefsten Innern.“ —

Rennenkampff ist das Muster eines Deutschen und Livländers, dem in der Familie das Glück des Daseins sich darstellt. Allein er wußte doch recht gut, daß für ein Volk die Grundlage der Familie nicht ausreicht. Das Familiengefühl in Livland ist wunderbar groß; aber, so hebt er hervor, eine Geschichte ist dem Lande damit noch keineswegs verbürgt. Ihm ist es ein trostloser Zustand, daß es dort

¹⁾ Brief an Dohrn. Ungedruckt.

nur zwei Stände gibt, den grundbesitzenden Adel und die leibeigenen Bauern. Mit der Aufhebung der Leibeigenschaft ist auch nicht alles auszurichten. Erst muß an der Ausbildung eines Mittelstandes gearbeitet werden. Mit ihm erst könnte eine Geschichte Livlands beginnen. „Sie kennen Ihr Vaterland,“ so läßt er seinen Wortführer in den „Umrissen“ sich äußern; „ich brauche Ihnen nicht mehr zu sagen. Der lebenswürdige Kreis Ihrer Verwandten und Freunde ist nicht Livland.“¹⁾ Die Gliederung der Stände und das Staatliche müssen also das Leben der Familie ergänzen, und diese muß dabei mitarbeiten.

Der Livländer Rennenkampff mit seinem Familieninn wurde zugleich von dem Humanitäts- und Vaterlandsgeiste des Zeitalters ergriffen. Aus dem Livländer wurde ein guter Deutscher und ein rechter Patriot. Er wurde ein Mitthandelnder der Befreiungskämpfe, und den großen, edlen nationalen Geist dieser Tage hat er immer festgehalten. Mit seinem lieben Viktor setzt er sich auch über die politischen Fragen auseinander. Auch er habe 1813, 1814 seinem Freiheitsenthusiasmus Lust zu machen versucht, sich der feierlichen Gelübde der siegreichen Fürsten gefreut. Mündigkeit des Volks, Konstitution, politische Rechte hat auch er gefordert. Er hat geknirscht vor Entrüstung über die geheimen Bündnisse gegen die feierlichsten Gelübnisse. „Aber man lebte fort in der Gewohnheit, die sich so lang und lau durch die Jahre huzog. Noch 1830 in Herzensnot hat ich auf einer Reise durch eine lange Nacht hin meinen Herrn, doch ja nicht jetzt wieder dem Volk Versprechungen zu machen nach seiner Absicht, sondern gleich das Versprechen zu tun; er war es auch schon willig; aber die vermeintliche Klugheit, die Staatskünstler, brachten ihn mit dem System der Lüge, der Heuchelei, der volsverachtenden Bevormundung wieder auf den gewohnten Weg zurück; es ward wieder versprochen und wieder Hoffnungen erweckt und nicht erfüllt. — Nun ist plötzlich ausgebrochen, was nicht ausbleiben konnte. Die Wahrheit siegt am Ende! Was ist da viel zu verwundern! Wundern muß man sich nur, daß die Machthaber wie in Berlin noch solche Sandtagsgesetze mit solcher Sicherheit gegen solche Stimmen, wie dort laut wurden, geben mochten.“ Nachdem er dann der Fehler der bevormundenden Regierungen gedacht und im besondern derer Preußens mit den Zuständen der Leineweber, der Verhungernden in Schlesien, der Jenjur, des Kirchendrucks usw., fährt er fort: „Wenn auch die Natur unter den Menschen so wenig Gleichheit wie unter den Blättern eines Baumes statuiert und eben darum eine politische Gleichheit auch nicht denkbar ist, so soll doch vor dem Gesetz und dem Recht jeder dem andern gleich sein, und danach sind bisher die Pflichten und Rechte unter den Menschen allzu ungleich geteilt gewesen, und Vernunft und Christentum,

¹⁾ Umrisse II, S. 318.

nämlich das Christentum Jesu, können unmöglich zugeben oder billigen, daß die einen alle Rechte, die andern alle Pflichten haben sollen. Man will endlich etwas vernünftiger und christlicher teilen. Was läßt sich dagegen sagen?

Aber auch hier soll man das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. Die guten Menschen haben unter allen Umständen und in allen Verhältnissen gutes getan und gutes genossen. Die Liebe, die ein Fürst zum Volke hegt, ist eine der schönsten Regungen des Menschenherzens, und ihr gleich ist die Pietät des Bürgers zu seinem Eltesten, wie des Sohnes zum Vater. Sie erlischt auch nie ganz; aber sie kann in Konfusion geraten, wie in Berlin durch Überraschung, und findet sich wieder. Die aber jetzt die Pressfreiheit mißbrauchen, die Irrenden schmähen und herunterreißen, sind der moralische Pöbel und ein Gefindel, das Greuel begehen, aber nicht dauern kann. Gott bewahre uns vor Revolutionsgreueln! Aber kommen sie, so müssen sie getragen werden, und sie sind eben den bisherigen staatskünstlerischen Systemen zu verdanken, die weder vernünftig noch christlich waren.

Sie sagen mir, liebster Weiß, Sie kannten meine Ansichten von der französischen Republik und seien mit denselben nicht einverstanden. Das glaube ich aber nicht. Es gehört dazu mehr, als auf einem Papiersehen, wie dieser ist, gesagt werden kann. Ich mißbillige alle Volksherrschaft und Volkssouveränität und die Republik für 30 Millionen Menschen ebenso sehr, als die Klugheit solcher Staatskünstler, wie die der Louis Philippe und Metternich, die nur List und Schlaueit ist, und billige nur die Regierung strenger Geseßlichkeit und Redlichkeit und Wahrheit.

Darin sind wir gewiß einverstanden; wie im Detail die Schritte nach diesem Ziele hin abzumessen und die Maßregeln zu treffen sind, verstehe ich nicht, habe ich nicht studiert. Aber daß sie nicht mit Polizei und Listen und Zwingigkeit zu machen ist, das weiß ich genau. Die Zeiten sind auch vorbei. Keine Macht der Welt bringt das Alte wieder zurück, wenngleich ich sehr wohl wünsche, daß unsere Fürsten alle bleiben, klüger werden in meinem Sinne, nämlich wahr, treu und mit ihren Völkern gut erzogen durch gute Konstitutionen und gute Geseze, streng vollzogen ohne Ansehen der Personen. Das ist nicht so unmöglich, als es scheinen mag, ohne gleich Vollkommenes zu verlangen. Wir leben in einer Zeit, mein geliebter Freund, die vorhergesehen war und nicht geahnt wurde, einer Zeit, in der die noch jüngst erst Verfolgten, Beschimpften regieren und Geseze geben und mit Mäßigung, Wahrheit, Unsicht es tun, während die willkürlich, streng, launenhaft regierenden Fürsten nunmehr denen gehorchen müssen. Die Geschicke der Staaten stehen auf dem Spiele, und dabei sollte jeder sich selbst vergeßen, weil der einzelne hier Lebenssache ist. Ich kann aber Euch beide immer und immer nicht vergeßen, und für Euch allein sehe ich nicht blind in die Zukunft hinaus, und es ist mir diese Pein wie eine Strafe für meine Sünden nach der alten Vorstellungsart den Juden.¹⁾

In einem Briefe an Dohm aus der politischen Sturmzeit von 1848 nennt Rennenkampff sich einen Demokraten durch und durch, — aber wahrlich das Gegenteil von dem, was heute so genannt wird.

¹⁾ Brief vom 9. April 1848. Zur Ergänzung können dienen die Briefe an Elise, vom 20. Februar 1848 und 5. Februar 1854.

Darum aber sei er doch keineswegs Aristokrat. Darauf läuft auch hinaus, wenn er schon in den „Umrissen“ sagt, man erinnere sich jetzt schon nur des ehemaligen Mißbrauchs des Adels und des Ahnenstolzes, der sich hie und da noch bei demselben rege. Aber der Bürgerstolz, der auf den Adel herabsehe, sei auch nicht billiger.¹⁾ Rennenkampff steht eben eigentlich in keiner Partei. Er sucht das Fortschreitende, das Lebensvolle und geht darin mit den Liberalen von der Richtung etwa des großen Politikers seines Lebensalters, Dahlmanns. Er sucht das Rechte, das Gute, das Edle maßvoll und nach den vorliegenden Möglichkeiten. Das weist auf eine Auffassung, die dem wahren Staatsmann eigen ist. Doch ist er mehr, als sich für einen solchen verträgt, beobachtend gerichtet, und weniger von dem Trieb nach politischem Handeln beherrscht. Im Alter gar hält er sich die Politik lieber vom Leib. Freilich gerade, weil es ihm so viel Galle erregt, daß es mit der deutschen Einheit so unglücklich geht und die großen Erwartungen von 1848 so wenig Frucht zu bringen scheinen. In seiner Stellung jedoch als Beobachter vermag er sich desto freier auf seinem liberal menschlichen Standpunkt zu erhalten.

An Gelegenheit mit dieser Gesinnung auch ins Öffentliche hinein verdienstlich zu wirken, hat es ihm doch nicht gefehlt. Er hatte gewiß einen guten Anteil an dem Verdienst des Großherzogs Paul Friedrich August, dem er so lange als Vertrauter und Freund nahestand. Er hat überhaupt Verdienste um das großherzogliche Haus, wenn auch erst eine vertrautere Kenntnis hier sicher wird abwägen können. Ein Band herzlichster Liebe ist es, das ihn mit seinem Herrn verbindet. Schlicht dies im einzelnen die Kritik keineswegs aus, übt er vielmehr auch ihm gegenüber das Recht des echten Freimuths, so sieht man aus der feinsinnigen Schrift, die er dem Andenken des Dahingegangenen widmet, wie ihm gegenüber dem menschlich Reinen und Wahrhaftigen, Edlen und Landesväterlichen seines Fürsten und gegenüber seinem entschieden deutschgesinnten Charakter alle Ausstellungen im einzelnen und des Augenblicks verschwinden.

„Am Morgen des 13. Juli 1853, Selbstgespräche“, so betitelt er die Gedenkblätter, die er diesem ersten Geburtstage nach dem Tode

¹⁾ Umriss I.

des Fürsten weihte. Da gedenkt er seiner großen Verdienste und seiner glücklichen Regierung, wie er es verstanden, trotz Hindernissen sein Oldenburg in nicht geringerem Maße als andere deutsche Fürsten ihre Territorien zu heben, wie die traurigen, tief verschuldeten Verhältnisse des Landes in eifriger, tüchtiger Arbeit überwunden wurden, wie der Fürst die Zustände der Bezirke besser kannte als selbst treffliche alte Beamte, wie er dem Lande mit seinem edlen, häuslichen Leben ein schönes Vorbild gab, und wie in der Tat die Vergehungen abnahmen und Wohlstand und Sittlichkeit in Ausnahme gelangten. Den Segen sittlicher Größe spricht Rennenkampff seinem Großherzog zu. „Wenn schon“, sagt er, „der Natur der Sache nach die vorzüglichen Männer, die in jeder vor der Welt leuchtenden Rücksicht vorzüglichen, selten sind, so sind die sittlich durchgebildeten, die edlen, reinen in der sich immer gleich bleibenden Gesinnung, die es nicht zu irgend welchem Zweck, die es sind, weil sie es ihrem ganzen Wesen nach sein müssen, wahrlich die seltensten. Von diesen Seltensten einer war der Großherzog von Oldenburg.“ Rennenkampff gedenkt der verkörperten Züge des Verbliebenen, und er deutet sich dieselben mit Worten, in denen die schönste und tröstlichste Auffassung der Tatsache liegt, daß die Züge der eben Dahingegangenen so oft von einem Hauche der Verklärung umwoben erscheinen. Der Ausdruck eines Morgenroths stiller Heiterkeit oder heiterer Überraschung oder bestätigter Zuversicht habe auf seinem Antlitz gelegen, „eine Bestätigung, an die keine irdische Erkenntnis reicht“.

In der Schrift gibt Rennenkampff zugleich feingezeichnete Porträts der fürstlichen Frauen des Hauses, besonders der drei Gemahlinnen, die der Großherzog nacheinander heimgeführt. Es sind das Frauen, in denen der ideale weibliche Charakter, wie er der Epoche eigentümlich ist, sich schön darstellt. „Mit Ida von Anhalt“, sagt er von der zweiten Gemahlin des Großherzogs, „zog die reinste Seelengüte in Gestalt und Ausdruck, wie Rafael seine Madonnen malt, in das fürstliche Haus ein; sie schenkte uns unsern jungen Großherzog und kehrte wieder zum Himmel.“

Mit Freude hat er auch die Entwicklung dieses Sohnes seines alten Herrn verfolgt, der 1853 die Regierung übernahm. Er gedenkt der edlen, religiösen Erziehung, die seine ausgezeichnete Stiefmutter, die Prinzessin Cäcilie, mit größter Hingebung überwachte. Er schreibt

von dem 24-jährigen Erbprinzen, überall werde er vergöttert, in der Fremde, wie zu Hause; in der Tat sei er ein prächtiger Mensch.

„Beaulieu sagt mir, dieser ewig launische, wechselnde Alte: »Acht Monate in dieser nächsten Nähe und direktesten Beziehung habe ich keine Minute ohne innige Liebe und aufrichtige Achtung gegen ihn erlebt.« Der ruhigere, kühle Dalwigk schwärmt für ihn, seine Leute vergöttern ihn. Überall in der Fremde hat er den ungeteiltesten Beifall gefunden, besonders beim Papst und Sultan, von einem Pol zum andern. Wie ich ihn kenne, vereinigt er mit immer gegenwärtigem allgemeinem Wohlwollen große Charakterfestigkeit, mit warmem Gefühl für alles Gute, Rechte, Schöne einen ruhigen gesunden Verstand, mit verbreiteten gründlichen Kenntnissen, die liebenswürdigste Bescheidenheit, ohne seiner Stellung etwas zu vergeben, und ein sehr glückliches Gleichgewicht im Umgange mit seinesgleichen und allen anderen Zweiteilern jedes Geschlechtes, Standes und Naturells, was ihm in allem wohlwollende Mäßigung und ausgleichende Gesinnung gibt. Er ist wohl hier und da bei übermäßigem Gefühl etwas vorlaut; aber bei wem trüge das nicht zur Liebendwürdigkeit des 24-jährigen Prinzen noch bei.“

Rennenkampff hat die Leiden und Freuden seines Herrn und seiner Familie mitgelebt, und wohl hatte Karoline recht, daran zu erinnern, wie viel er in dem kleinen Oldenburg an menschlichen Geschicken ergreifendes erfahren. Er war eigentlich darauf gestellt, durch seine Persönlichkeit gutes für das Fürstenhaus und das Land zu wirken. Gerade dies aber entsprach seiner Natur und Anlage mehr als jede Beamtenlaufbahn. Denn bei seinem großen Unabhängigkeitsfinne erschien ihm die Richtung auf das Karrieremachen, die nun einmal unvermeidlich sei bei den bezahlten Staatsdienern, durchaus nicht verlockend. Ihm war der Staat doch auch ein Gegenstand der Kritik; er bewunderte ihn mehr als ein künstliches, denn als ein Naturwerk.¹⁾ Er meinte, der Mensch habe Ursache, gegen ihn zugleich auf seiner Hut zu sein; sonst könnte es geschehen, daß er uns ein Wesentlicheres raubt als gibt. Er zeigte sich in diesem Punkte anders gerichtet, als die Männer der nächsten Generation, der Begründungszeit des Reiches.

Aber waren die Besten und Tüchtigen unter ihnen tiefer in das Wesen des Staates als Produktion menschlicher Kraft, als Naturwerk

¹⁾ 20. Juli 1851. Ungebrucht. Über den Großherzog Peter, der am 13. Juni 1900 starb und über dessen Jugendercheinung die anziehende Aeußerung Rennenkampffs handelt, vergl. jetzt die wertvolle Schrift von Günther Janßen: „Großherzog Nikolaus Friedrich Peter von Oldenburg. Erinnerungen 1903.“

²⁾ Umrisse II, S. 241.

des Menschentums, als Macht eingedrungen, so war den Ausgezeichneten und Trefflichen unter den Altersgenossen Kneenampffs dafür eine größere, edlere und tiefere Auffassung in der Sphäre des Sozialen eigen. Während selbst bei dem Genie Wislizenus und ebenso bei den Talenten Treitschke, Freytag, Dunder u. a. die sozialen Gesichtspunkte eine starke Begrenzung zeigen, ist das Ältere wie das jüngere Lebensalter der Befreiungszeit geradezu von schöpferischen sozialen Gedanken erfüllt. Die Stein und Humboldt, die Schopenhauer und Arndt als die Älteren und Hartort als einer von den Jüngeren geben uns davon Zeugnis. Darum haben wir alle Ursache, unser Bewußtsein für unsere Zeit zu läutern, indem wir bei den Vertretern dieses Zeitalters einführen und namentlich unserer Jugend Gelegenheit geben, mit ihnen vertraut zu werden.

Bei Kneenampff ist das soziale Gefühl, die Teilnahme für soziale Probleme und für die Betätigung eines sozialen Wirkens ein hervorragender Zug. Das soziale Ideal, das er entwickelt, gibt eigentlich seinen „Umrissen“ die höhere Bedeutung. Aber er hat diese Gesinnung auch gelebt, und ich fand in den Briefen des Alters manche Spuren, daß er dauernd an ihr festhielt. Als er einmal im Alter veranlaßt wurde, eine Partie seiner „Umrisse“ wieder zu lesen, in der er sein soziales Ideal deutlich ausgesprochen hatte, erklärte er selbst, daß das noch immerfort seine Gesinnung sei.¹⁾ Er äußerte einmal, er werde seinen Bruder Gustav, so gern er ihn auch in der Nähe hätte, niemals zu bereden suchen, sich außer Landes zu etablieren. „Er hat sich“, so begründet er, „eine Lebensaufgabe bei seinen Bauern gemacht, die ehrwürdigste, die ich kenne.“ Ein andermal äußert er, kein Mensch könne wissen, wie eine Gabe wirke, aber die Gesinnung, zu helfen nach Möglichkeit, die adelt und gibt den Frieden, den die Welt nicht kennt.²⁾

Mit Begeisterung entwirft er in den „Umrissen“ eine herzbewegende Charakteristik des wunderbaren Grafen Schlabrendorf, und es beleuchtet höchst anziehend die Seelenverwandtschaft Karolins v. Humboldt und Alexanders v. Kneenampff, daß beide sich in dieser Liebe zu Schlabrendorf vereinigen. „So großartig, frei und offen war er als Gelehrter und

¹⁾ In einem Briefe, der wohl aus dem Jahre 1850 stammt. Ungeedruckt.

²⁾ 8. März 1851. Ungeedruckt.

Philosoph, als Mensch, als Freund und Bürger, und doch konnte ihm die Welt nicht verzeihen, daß er die Sonderbarkeit besaß, das Geld nicht als das höchste Gut zu achten.“ Sonderling habe man ihn genannt, — „ein Wort, mit dem man gedankenlos diejenigen bezeichnet, die uns überlegen, darum zuwider sind, uns aber doch so viel Achtung abnützen, daß wir sie nicht mit einem bestimmten Schimpfworte zu bezeichnen wagen.“ Und nun verteidigt ihn Kneenampff. „Die Hungrigen, die er sättigte, die Kranken, die er heilte, die Frierenden, die er wärmte, die Unglücklichen, die er tröstete, die Jüngeren, die er belehrte, die Zweifelnden, die er überzeugte, die Einsamen, die er liebevoll an sein großes Herz drückte, die Trauernden, die er erhellte, die Waisen, denen er ein Vater ward, die Sünder, die er besserte, die Verwundeten, die er liebevoll zurecht wies, die Gesunkenen, die er der Ehre zurückzuführen suchte; diese Scharen kennen ihn und wissen, daß er kein Sonderling war; jeder von Weltvorurteil nicht Geblendete weiß es auch. Ja, »wer auch nur eine Seele sein nennt« — und er nannte tausende sein. Eine einzige Träne tiefgefühlten Dankes sollte sie nicht das unbedachte Urteil der ganzen Welt aufwiegen; und welche Tränen sind um ihn geflossen.“

In der Anerkennung solcher Gesinnung und Handlungsweise gipfelt der Gehalt der „Umrisse“. Sie mischen Wahrheit und Dichtung, um die Weltanschauung Kneenampffs auszusprechen. Gestalten und Situationen werden dazu erfunden, jene immer anziehend und diese wenigstens mit harmloser und reiner Namut, ohne viele Ansprüche zu erheben. Es ist im Grunde eine Aufgabe, die mit den Wanderjahren Goethes nahe verwandt ist. Diese haben in der Form eingewirkt; aber auch die Gesinnung, die Weltanschauung ist wesentlich dieselbe. Die Dichtung Goethes hat überhaupt viel Nachahmung geweckt, aber ich weiß doch nicht, ob es mehrere Werke gibt, die in solchem Grade frei neben ihm bestehen. Es ist nicht entfernt so hinreichend, nicht so aus unendlich großer, innerer und äußerer Welt geschöpft, es ist namentlich nicht reich an Gegensätzen; dennoch ist es dauernd wertvoll. Es ist nicht Nachahmung eines Zeitgenossen Goethes, sondern eines solchen, der es durch ihn sich erleichtert hat, seine eigene innere Welt auszusprechen, wie sie sich aus der Wechselwirkung mit der äußern ihm gestaltet hat.

Das Werk ist übrigens nicht abgeschlossen; es sollte noch ein dritter Band hinzukommen. Der Geist, der das Ganze durchdringt, spricht sich aus in dem Eindruck, den die zwei durch weise Männer zur wahren Humanität erzogenen Brüder von dem sozialen Elend erhalten, als sie

¹⁾ Umrisse II, S. 346.

die öden Dünen Livlands besuchen. „Es wäre doch schön, dachten wir, das Leben dazu anzuwenden, die Welt zu durchstreifen, die Armut, die Noth, die Unwissenheit und Unsittlichkeit aufzusuchen; dem Grund des Übels auf die Spur zu kommen; die Mittel kennen und anwenden zu lernen, um diese Übel zu mindern, sich aus der Dunkelheit an die Mächtigen und Einflusreichen zu drängen, sie an ihre Menschenpflicht zu erinnern, sie zur Thätigkeit zu wecken, zu bewegen, zu zwingen, das Geld, das so viel Unheil anrichtet, endlich einmal zum wahren Wohl der Menschen anzuwenden . . .“ und so „dies zweideutige Wesen durch die wohlthätigste Sparsamkeit nur zu heilsamer Wirksamkeit zu zwingen. Raslos thätig zu sein in den beschränktesten Kreisen und in dem möglichst weitesten und so mit Bewußtsein ein Mitarbeiter zu werden, ein Beförderer der ewigen Weltordnung, die nach Vervollkommenung strebt und das Menschengeschlecht durch Labyrinth dunkler Irrsale, durch Freiheit und Nothwendigkeit dem höchsten Ziele langsam entgegenführt.“¹⁾

Beide Brüder handeln in der That nach diesem Ideal und stiften großes und gutes und ihr eigenes Seelenglück. Der eine schafft wirklich eine öde und verkommene Gegend an den Dünen um, erzieht die Menschen dort und begründet durch kräftige und selbst strenge Leitung ihr wahres Glück, besonders auch durch das Beispiel seiner Persönlichkeit, das Liebe und Treue aufweckt. Der andere Bruder leistet als Seelenarzt an einzelnen Menschen wie dem Obersten v. K. herrliches, als Freund und Hauslehrer bei diesem trefflichen aber leidenschaftlichen Manne, der in Gefahr gerät, über ein pedantisches Dringen auf Ordnung das höchste Gut des Lebens einzubüßen und seine enggeliebte Frau unglücklich zu machen; jetzt aber durch den Freund angewiesen, findet er das Rechte, und das seelische Glück der Liebe zu seiner Frau erschließt ihm fortan die ganze Tiefe des Lebens. Auch nach ihrem Tode ist sie sein Leitstern, und er selbst ist nun ein Gutsheer, der mit Eifer und Thätigkeit, streng und human das Glück seiner Untergebenen schafft. In ähnlicher Weise hilft dieser zweite unter den Brüdern Verlassenen, die er zugleich seelisch aufzuwecken und zu erziehen weiß.

Wodurch aber sind die Brüder zu solchem Ideale vorgeedrungen? Es ist ihr eigener Vater in der Heimat, der zu solchem Wirken ihnen

¹⁾ Umriss II, S. 302.

schon Vorbild gewesen. Der eine aber hat zudem im fernen Osten, wohin er, der seinen Eltern entlaufen, als Schiffsjunge gekommen ist, das Glück gehabt, den Indier Mulhar, einen Mann von größter Weisheit, kennen zu lernen. In dessen Wirken hat der Schriftsteller das Humanitätsideal, das ihm vorleuchtet, ins Paradiesische verklärt. Mulhar hat es verstanden, das wundervolle Land am Himalaya, das er sein eigen nennt, jenes Land, in dem die Natur alles Große, alles Schöne und Liebliche in Bergen, Seen, Blumen, Bäumen und Thieren dargeboten hat, durch Arbeit zum Garten zu veredeln. Dort wohnen seitdem frohe, tüchtige Menschen, denen Mulhar im edelsten Sinne ein Vater geworden ist. Denn der Weise hat es vermocht, das Paradies in der Seele des Menschen ebenso anzubauen, wie das der Natur, das er bewohnt. Reizvoll ist das Leben in dem Besitztum dieses Weisen zur Darstellung gebracht.

Hier wächst nun der eine der Brüder, der später so großes zum Wohle der Menschen vollbringen soll, auf. Das Beste der Humanität des Ostens hat hier mit der des Westens sich schon verbunden; denn Mulhar hat Europa besucht und von ihm das Beste zu lernen verstanden, wenn auch noch nicht alles. Gerade so bleibt es dem lieb- und dankerfüllten Zögling vorbehalten, dem väterlichen Lehrer durch seine ärztliche Kunst, die er sich in Europa angeeignet hat, das Leben zu retten.

Mulhar ist ein Vorbild der wahren Verwendung des Besitzes. Er ist unendlich reich, allein ihm ist der Besitz gleichgültig, wenn nicht ein vernünftiger und guter Zweck damit zu erreichen ist. Mulhar besitzt den größten Teil Kaschmirs und hat große Handelshäuser in den Städten des indischen Kontinents. Allein er glaubt, daß Reichtum keinen beglückt und daß nur der Weise ihn zu gebrauchen versteht, ohne unglücklich durch denselben zu werden, indem er ihn nämlich zum Wohle der Mitmenschen mit sorgfältiger Sparsamkeit anwendet. Dankbar erkennt der Weise die Quelle des Wissens und Lichtes an, die aus Europa den Menschen zufließt; allein er findet, daß die Europäer, die in Ostindien auftreten, zum Besitzumeist nicht richtig stehen.

In dieser Hinsicht hat er vielmehr die traurigsten Erfahrungen gemacht, die nur zu sehr von der ganzen Geschichte ihrer kriegerischen Handelsniederlassungen und, wie er sagt, bis auf den heutigen Tag von

den Ausschweifungen ihres Gelddurstes und ihrer Eroberungsjucht bestätigt werden.¹⁾

Bei dem sozialen Wirken wird als entscheidend aufgefaßt die lebendige Persönlichkeit. Sie allein, nicht das Eingreifen bezahlter Staatsdiener, auch nicht eines noch so mächtigen Staatsministers vermag hier wahrhaft fruchtbar zu sein. Nur so ist die rechte Hingabe verbürgt und das Wirken nicht nach Reglements, sondern nach konkret vorliegenden Bedürfnissen gesichert.

Die Empfehlung einer solchen Hingabe an das Wohl der Menschen hat freilich zur Voraussetzung den Glauben an die Bildungsfähigkeit des Menschen und an seinen Wert und seine Würde. Dieser Glaube lebt ungebrochen in Rennenkampff. Der Glaube, den Rousseau gepredigt, der nirgends glühender und tiefer aufgefaßt worden ist, als in der Brust der Deutschen, daß nämlich ein unverwundlich Gutes im Menschen liege, begegnet uns bei Rennenkampff in der geläuterten Fassung, in der er besonders seit Lessing unter den Deutschen emporgewachsen ist. Er kommt uns da entgegen als liebendes Vertrauen in den guten Geist des Volkes und speziell des deutschen Volkes. Es wäre höchst anziehend und ein Thema von eingreifender Bedeutung, die Geschichte dieser Überzeugung zu verfolgen und dabei herauszuarbeiten, wie dieselbe in der Befreiungszeit ihren Höhepunkt erreicht, wie sie sich dann zwar erhält, aber sehr realistisch umbildet, bis sie in unserer Zeit geradezu gefährdet scheint, so daß man versucht ist, zu sagen, bei der erfolgreichen sozialen Arbeit müsse auch der Glaube des Deutschen an die Menschheit und an die unausrottbare Güte und Bildungsfähigkeit des deutschen Volkes und gerade seiner unteren Stände wieder erstarken.

Wie nur irgend einer der begeisterten Jugend dieses Lebensalters ist Rennenkampff von diesem Glauben erfüllt. Aber auch im Alter hat er ihn noch geteilt. Er war überzeugt, daß die Leute aus dem Volke durch Tätigkeit und Arbeit über Elend und Not hinausgehoben werden könnten, aber auch davon war er durchdrungen, daß alle bloß materielle Hilfe nimmermehr die wahre Erhebung des Menschen vollbringen könne. Er war endlich überzeugt, daß eine innere Verständigung über alles Wichtige, über die Fragen zumal des Religiösen

¹⁾ Vergl. im ganzen die Erzählung im II. Bd. der Umriss: „Der verlorne Sohn“ und bes. S. 148 ff.

und der Weltanschauung, für den einfachen Menschen durchführbar sei und daß eine solche zugleich notwendig sei. Man irrt gar sehr, sagt er, wenn man glaubt, es ließen sich hohe Dinge nur in hohen Worten mitteilen, die dem Unerfahrenen und Unwissenden unverständlich sind. Der lebendig Sprechende finde ja überall Eingang und Verständnis, „wo ihm ein reines Herz, Phantasie ohne falsche Richtung und gesunder Menschenverstand entgegenkommt“. Er wünscht keinen Schul- und Gelehrtenjargon, „die Schule der Menschheit, das Leben, hat keine andere Sprache, als die Sprache des gemeinen Lebens, die das Kolorit des Gegenstandes annimmt, den sie behandelt. Die höchste Wahrheit im Gebiet des rein Menschlichen versteht jeder Mensch, und sie bedarf keiner gewählteren Sprache als die einfache, die von jeher den größten Religionslehrern genügt. Hat man mit allem Recht gesagt, die großen und höchsten Dinge wollen mit Kinderaugen angesehen werden, so gilt dies auch von der kindlichen Einfalt im Ausdruck und der Mitteilung darüber.“ Der Mensch in seinem natürlichen Beruf „als Gatte, Vater oder Mutter“, sagt er, „ist weder Kind noch Naturmensch und leistet in Auffassung neuer Bilder und Vorstellungen oft ebensoviel als der Gebildetste, gewiß immer aber weit mehr als der Verbildete.“ Auch tue die Anschauung Wunder an ihm. Keine unüberbrückbare Kluft bestehe zwischen unten und oben; er hält im Gegenteil eine Wechselbeziehung, die beiden Teilen zugute kommt, für möglich.

Er gibt zugleich Proben davon, wie er seine höchste Ansicht über Welt und Leben, für einfache unverdorrene Naturen zu vermitteln sucht. So gegenüber der Witwe eines armen Malers, der er den Blick auf die Größe und das göttlich Wunderbare der Natur aufschließt, oder auch gegenüber Leuten aus dem Volke und Kindern; oder er erhellt dieses Streben an der Art, wie sein Idealjüngling Fritz Holm auf ganz einfache Weise die Biologie der Pflanzen einer hochbegabten edlen und schönen Italienerin lehrend nahebringt.²⁾ In dem literarischen Verein in Oldenburg hat Rennenkampff diesen Drang, in lebensvoller Weise die Erhabenheit der Natur aufzuschließen, mit Reigung und Erfolg, allerdings unter gebildeten Menschen wirken lassen.

²⁾ Vergl. Umriss I. Bd.: „Des armen Malers Witwe“ und I. S. 371, und Anhang: „Wie Fritz Holm Elementarbotanik lehrt.“

Wer so denkt und handelt, muß eine hohe Vorstellung von dem Werte des Lebens haben, und wirklich ist die Weltanschauung Rennenkampffs ein wesentlicher Teil seiner harmonischen Persönlichkeit. Das kalte Theoretisieren war nirgends seine Sache. Überall suchte er das Lebendige. Er strebte immer danach, die Schaffensgebiete des Wissenschaftlichen, des Künstlerischen, des Sittlichen miteinander in Verbindung zu setzen und zu erhalten, und endlich war er bemüht, alles mit dem Religiösen in ein deutliches Verhältnis zu setzen.

Er folgte den Pfaden, die die Forschung brach, mit größter Teilnahme. Er war selbst unermüdet bis in sein höheres Alter, in die Gebiete der Naturwissenschaften tiefer und tiefer einzudringen. Er wandte sich gegen eine aprioristische naturphilosophische Spekulation, die gerade in seiner Zeit das bescheidenere, aber fest gegründete Fortschreiten von Tatsache zu Tatsache doch wirklich zu gefährden drohte. Unheimlich war ihm auch eine Wissenschaftlichkeit, die sich ganz in eine schulmäßige, unlebendige Doktrin einschließt. Er glaubte diese Richtung besonders auf der Seite der Philologie zu finden, wo die übertreibende Schätzung der antiken Autoritäten ihm als etwas Starres, Unlebendiges und vermutlich geradezu als Totenhaftes erschien.¹⁾

Ganz gerecht konnte er wohl diesen Forschern nicht werden, einfach deshalb, weil das Übergewicht seiner Neigung und Anlage sehr entschieden nach der Richtung der Naturwissenschaft hindrängte; dann auch, weil durch Eigenart und Umstände in ihm der historische Sinn nicht zu gleicher Stärke sich auszubilden vermochte, als der für Natur. Diese Eigentümlichkeit und Grenze seiner groß gerichteten Weltanschauung möchte ich feststellen, ohne doch behaupten zu wollen, die Gründe davon nach allen Richtungen sicher herauslehren zu können. Besonders habe ich aber das Gefühl, daß ihm hier schon seine livländische Herkunft eine Schwierigkeit in den Weg gelegt hat. Die Geschichtschreibung war damals noch nicht weit genug, um ihm hinreichend Führung zu geben für die großen Seiten, welche die Geschichte seiner Heimat entweder direkt aufwies oder mit denen sie bedeutungsvoll verflochten ist. Der Livländer von heute, so drückend ihm die jetzige Situation für das deutsche Element sein muß, würde gerade über

¹⁾ Umrisse bei I, S. 18 ff. und II, S. 16 ff.

seine Vergangenheit nicht so ausschließlich trübe sehen, wie Rennenkampff es tut. „Das historische Interesse“, sagt er „bleibt bei einzelnen Ruinen immer nur ein untergeordnetes und kann im Zusammenhange der Altetümer eines ganzen Landes nur da lebhaft in uns werden, wo die Geschichte des Landes folgenreich für die Menschheit, ihre Kultur und ihre Schicksale wurde. So kann von der Höhe des Parthenon zu Athen, der Kaiserpaläste zu Rom, der Moschee zu Cordova, ja selbst der maison quarrée und des Schlosses Habsburg der weltrichtende Geist der Geschichte auf den sinnenden Wanderer niedersteigen, seinen Geist beflügeln und ihn über das kleinliche Treiben der Gegenwart erheben. Wie zurißschreckend ist dagegen jede Erinnerung an die Vorzeit Livlands! Chaotisches Dunkel bis zum 12. Jahrhundert bringt erst die Geschichte dieses Landes zur Geburt, nachdem die leuchtendsten Geschichten unseres kleinen Weltteils längst zu Grabe getragen worden. Und was bietet uns dann diese junge Geschichte eines Landes, die nie die Geschichte eines Volkes geworden ist? Ein Blutstrom mit Brandfackeln und allen Greueln entmenschender Roheit ergießt sich durch fast 6 Jahrhunderte über ein Land, das er zum Sumpfe machte, über ein Volk, das er vernichtete, ehe es aus dem Dunkel zur Geburt hervorgehen konnte. Schauernd wendet sich das Gefühl von diesen blutigen Blättern im Buche des Schicksals ab; schauernd wenden wir den Blick von der zertrümmerten Zwingburg unserer Väter ab, von dem Sitze einer Reihe von Bischöfen, die das Blut ihrer Hände in dem Schatten des Kreuzes verbargen, des Kreuzes, das die höchste Liebe versinnlichen soll.“²⁾

So wird man jetzt nicht mehr in Livland empfinden, auch wenn man die traurigen Seiten der Vergangenheit dieses Landes und der Kämpfe dort durchaus nicht verhüllt wissen will. Man wird jetzt die Größe und das innere Recht, das in der kolonialisatorischen Ausbreitung lag, ganz anders fühlen. Man wird die Gründer des Deutschtums, wie Adalbert von Apeldorn und die Darstellung seiner Taten in der livländischen Heimchronik nach ihren großen Motiven, die sich da hervortun, zu würdigen wissen. Der Heimatstolz der Livländer und ihr Familiensinn ist inzwischen historisch bewußter geworden.³⁾

²⁾ Umrisse I, S. 48.

³⁾ Man sehe jetzt z. B. die populäre Darstellung der Geschichte Livs, Esths, Courlands, von Dr. H. v. Gumbel.

Vielleicht weil das damals noch gar nicht recht möglich war, hat Kneenkaampff sich auch nicht ganz in dem Maße, wie die Teilnehmer der großen Not- und Befreiungszeit Deutschlands sonst, zu einem lebendigen historischen Gefühl für die deutsche Vergangenheit und zu einem Ahnen ihrer Größe angeregt finden können. Wie viele große und tüchtige Deutsche erfuhren gerade damals die Verbindung, die zwischen dem Leben der Vergangenheit eines Volkes obwaltet und dem Finden seines Berufes und seiner Aufgabe in der Gegenwart. Stein, Arndt und viele andere bieten dafür untrügliche Beispiele. Aber dem Deutschen in Preußen und im eigentlichen Deutschland mußte freilich eine solche Erfahrung leichter werden, als dem in den Marken jenseit der deutschen Grenzen Geborenen.

Als Kneenkaampff in Italien auf das Schlachtfeld, wo Konradin erlag, hinabschaut, da findet er das Menschliche klein gegen die Natur. Wenn man weiter sieht, wie er seinen weisen Rulhar mit der Geschichte vorsichtig verfahren läßt, so tritt dabei zutage, daß Kneenkaampff Zurückhaltung geboten erachtet, für den Erzieher zumal, gegenüber der Verworfenheit der Menschengeschichte. Die Geschichte Hindostans, sagt der Weise, sei ein Labyrinth scheußlicher Greuel, mit dem keine unentweihte Phantasie, kein reines Gemüt theilhaftig werden sollte. Was wäre aber ohne diese jede andere Geschichte, was überhaupt die Geschichte der Völker, wenn sie nicht die der Menschheit sein kann? Doch verwendet der Weise allerdings die Historiker der Griechen, Römer und Engländer für seine Zwecke, den echten Menschen im Menschen heranzubilden.

Jedenfalls ist aus dem Gegebenen zu erkennen, daß Kneenkaampff das Geschichtliche nur in sehr bedingter Weise geeignet findet, den Menschen zu fördern. Das zeigt aber, daß er darin noch mehr dem Standpunkte des 18. Jahrhunderts nahesteht als dem, der im 19. Jahrhundert sich weiter durchgesetzt hat.

Ähnlich tritt das in seiner Stellung zum Staate hervor, wovon schon oben gesprochen wurde. Aber alles das hängt damit zusammen,

und Kurlands von Ernst Seraphim, die als Hausbuch geschrieben ist. Man erinnere sich an Schlegels Geschichte Livlands und für die Würdigung der großen deutschen Kolonisationsbewegung des 18. Jahrhunderts an Treitschkes berühmten Aufsatz über den preussischen Ordensstaat.

daß Kneenkaampff zuletzt überall das praktisch Lebensförderliche suchte und sich abwandte, wo er dies nicht erkennen konnte. Demgemäß hielt er sich auch vorsichtig gegenüber dem Antikisieren, wie er sich gegen Rauch ausdrückt. Schon in Rom sei ihm das durch die junstmäßige Übertreibung verleidet worden. Nichts mehr als das, was Anschauung und Erinnerung zu einem lebendigen Bild gemacht haben, will er an sich heranlassen. Schon in den „Umrissen“ hat er der Abneigung gegen den Antiquitätenkram und seine Gefahren lebhaft Ausdruck gegeben. Das wirklich Bedeutende und die Hilfe der Wissenschaft, um zu ihm zu gelangen, wußte er indessen recht gut zu würdigen. Wie lebhaft beschrieb er das technisch großartige Unternehmen der versuchten Ableitung des Fuciner Sees, den Bau des Emisars des Kaisers Claudius. Er wußte mit sicherem Blick die für seine Zeit richtigste Meinung von den sogenannten zyklischen Mauern in Italien aufzufinden. Aber er schüttelte sich kräftig, um die Spitzfindigkeit der Antiquare loszuwerden und sich nicht durch unbedeutende Kleinigkeiten die großen Ansichten zu versperrern. Sein Entschluß ging vielmehr darauf, recht eigentlich die warmen Schätze des Lebens zu ergreifen. „Fragt man uns einst: Was brachtet ihr denn von den Meilen mit? so dürfen wir antworten: Uns selbst! denn wir verloren uns nicht aus dem Leben, wir reisten nicht nach Rom und Neapel, wir lebten in Rom und Neapel.“ Das durfte er wirklich sagen; denn wird man auch manches etwas behaglich ausgeführt finden in seinen „Umrissen“, das zeigen sie allenthalben, daß er in die Menschen, in die Völker und die Natur mit klarem und sicherem Sinne hineingehaut hat. Darin vornehmlich liegt der kulturgeschichtliche Wert des Werkes.

Wie gut und wie gerecht und liebevoll, ohne doch die Schwächen zu verhüllen, sind die Italiener beobachtet, eine ganze Skala von Bildern der italienischen Familie führt er dem Leser vor Augen; besonders fein charakterisiert ist der junge Giuseppe Mancini als eine lebendige Verkörperung des italienischen Jünglingsideals, ein Gegenstück zu der Idealfigur des deutschen Jünglings in Fritz Holm. Das Bedingte der italienischen Gesellschaft, ihrer Bildung, ihrer Religiosität gar, kommt unmittelbar und oft mit Humor in seiner Darstellung zur Geltung. Köstlich ist besonders das Gespräch mit den Mönchen aus dem Franziskanerkloster San Cosimato, denen die Reisenden ihr evan-

geistliches Christentum erklären, worauf diese dann sagen: Wir verehren auch den Heiland Christus, aber es ist so lange her, daß er vom Himmel herab auf die Erde kam, daß niemand eigentlich mehr wissen kann, was er gesagt und wie er es gemeint hat; und eben weil er nicht wiederkommen wollte, setzte er seinen Statthalter ein; der bleibt nun immer bei uns und der sagt uns genau, was wir glauben sollen, und darum ist die Einsetzung des Papstes eine ebenso große Gnade Gottes als die Sendung seines eingeborenen Sohnes, weil diese ohne jene gar nichts geholfen haben würde. „Deutlich und zusammenhängend!“ riefen wir aus und fingen an von dem guten Weine zu sprechen, über dessen Anbau und Behandlung die Franziskaner recht gründliche Kenntnisse hatten.¹⁾

Vortrefflich sind in den Umrissen auch die Gesellschaft von Paris und der Kaiser Napoleon zur Erscheinung gebracht; nicht am wenigsten ist dieser selbst mit wenigen und scharfen Strichen vor Augen gestellt. Diese Gabe, das Leben zu sehen und zu zeichnen, ist Rennenkampff immer geblieben. Die Briefe des Alters enthalten dafür mannigfache Belege. So finden sich in denen, die ich kennen gelernt habe, wertvolle Äußerungen über den Kaiser Nikolaus, den er selbst aus der Nähe zu beobachten Gelegenheit hatte, und über Friedrich Wilhelm IV., den er auf dem Lande mit dem Großherzog in Rastede ganz einfach, menschlich herzlich und natürlich fand.

Wie Rennenkampff keiner Wissenschaft sich zuneigte, die nicht eine Beziehung zur ganzen Seele finden könnte, so auch keiner Kunst dieser Art. Das zeigen gleich seine zwei kleinen Schriften über Kunst, der *Essai sur l'Essence et l'Histoire des Arts plastiques* und die Behandlung der Idylle Tischbeins in 42 beziehungsweise 44 Bildern, die der Herzog von Oldenburg erworben hatte. Aber auch die „Umrisse“ geben Belege.

Der *Essay* ist die zweite Schrift Rennenkampffs, 1813 in Petersburg erschienen, aus der Lehrtätigkeit in Rußland hervorgegangen und Karoline v. Humboldt und dem Grafen Gustav v. Schlabrendorf gewidmet. Vorausgegangen war ihr eine wohl 1809 erschienene kleine Schrift über Pius VII., die das Schicksal, das Napoleon diesem Papst

¹⁾ Umrisse I, S. 216 ff.

bereitete, mit größtem, ja beinahe überschwenglich begeistertem Anteil behandelte. Der *Essay* ist von dem Bewußtsein der hohen Aufgabe der Kunst, im Sichtbaren das Unsichtbare dem Menschen zu künden, erfüllt. Nur die Werke, die von diesem Reich des Ewigen, der Idee des Schönen künden, sind ihm wert, als Kunstwerke bezeichnet zu werden. Die Werke, die diesen Charakter an sich tragen, sind die Grundlage für das Studium des Wesens der Kunst. Sie bilden das Rüstzeug der Kunstgeschichte, und dieses Studium der Werke, nicht willkürliche Spekulation, will er dafür gelten lassen. Dem Künstler dürfen freilich die Kunstwerke nicht Gegenstände der Nachahmung sein, wie der große Bahnbrecher Winckelmann wollte, der übrigens zuerst den Zusammenhang des Klimas und der Lebensweise mit der Entfaltung der Anlage eines Volkes für Kunst nachwies. Der Künstler soll diese Werke in ihrem Geist studieren, im übrigen muß er aus seinem Selbst heraus arbeiten und die Natur zur Quelle seiner Kunst zu machen wissen. Die ganze Größe der Kunst lebt in der Antike und ganz besonders in der italienischen Malerei der blühenden Zeit. Die nordischen Länder sind weniger begünstigt, schöne Kunst zu schaffen. Schon darin einigermaßen zeigt sich Rennenkampff innerhalb des Horizontes seiner Zeit. Aber was ihm auch fehlen mochte, das Beste hatte er, was ein Laie in seiner Beziehung zur Kunst sich wünschen kann, nämlich eine unumstößliche Überzeugung von ihrer Aufgabe, ein Göttliches aus den Erscheinungen des Daseins heraus zu verkünden und dadurch an der Erhebung der Seele über das Gemeine und Leere zu arbeiten.

Die Ausbildung seines Kunstgeschmacks im einzelnen genau zu würdigen, ist mit dem, was mir für die Beobachtung vorliegt, nur unvollständig möglich. So viel aber sieht man, daß er besonders die Landschaftsmalerei liebte. Er fand, daß der Landschaftsmaler in der Wahl seiner Grundidee auch Dichter sei, und er sagte, keine menschliche Vorstellung, kein Gefühl, keine Empfindung gebe es, die nicht durch die Einheit des Charakters der Landschaft dargestellt werden könnte. Wer das am vollkommensten erreiche und dabei die vollkommenste Ähnlichkeit mit der Natur erziele, sei der vollkommenste. Doch fand er freilich auch, daß die Schönheit und Größe der Natur unerreichbar sei, selbst für den größten Landschaftler. Als er in der Gegend von Castellamare

die Herrlichkeiten der Natur in vollen Zügen genoss, da gedachte er des Claude Lorrain und seiner Studien in dieser Landschaft. Die Natur überrasse aber doch die schönsten Werke seines Pinsels so weit, daß dieser kaum einen höchst mangelhaften Begriff ihrer unendlichen Schönheit zu geben vermöge. Mehr vermochte selbst, sagt er, der erste der unsterblichen Landschaftsmaler nicht.¹⁾

Später hat er an den poetischen Träumen Tischbeins, seinen Idyllen, eine so große Freude gehabt, daß er diesen merkwürdigen Werken eine Schrift widmete. In ihr folgt er mit seinem, nachjühlendem Verständnis dem dichtenden Maler, dem die Zauber der südlichen Natur zugleich Gestalten hervorriefen, um mit ihnen die Erlebnisse wiederzugeben, die seine Persönlichkeit in der Natur gehabt hatte. Holde und zugleich hohe Phantasien sind es, welche die Reize der südlichen Natur in seiner deutschen Seele aufwecken und ihn hineinlocken in die Gefilde des Schönen, des Anmutigen und des bald heiter, bald melancholisch Schwärmerischen. Übrigens sind es vorwiegend sinnliche Phantasien, in denen der Deutsche dem antiken und italienischen Naturgefühl sich nähert, im Unterschiede von der Naturauffassung der deutschen Künstler der Romantik, welche die italienische Landschaft gern als Schauplatz einer großen religiösen Weihe erfassen, als Schauplatz der heiligen Geschichten, während sie zu Hause immer mehr in den deutschen Märchen und Sagen die Welt finden, das urtümliche deutsche Naturgefühl mit all seiner Süßigkeit und Gemütseligkeit auszusprechen.

Wie die Neigung zu den bildenden Künsten, so ist die zur Poesie Rennenkampff immer geblieben. In Italien hatte er das Gefühl, die italienischen Dichter von ihrem Lebensgrunde aus zu erfassen. Dante zumal hat ihn tief ergriffen und ihn dann sein Leben hindurch begleitet. Unter den Zeitgenossen hat wahrscheinlich Goethe ihm am meisten gegeben. Als er einmal im Alter einer Aufführung von Tasso beiwohnte, war er wieder bezaubert, wenn ihn auch manche Auslassungen störten, da er das Werk fast auswendig wußte. Da habe er, sagt er bezeichnend, Goethe abgebeten, daß er ihm im persönlichen Umgang unangenehm war.²⁾

Die Musik ergriff seine Seele mit unwiderstehlicher Macht. Es

¹⁾ Vergl. Umriss I, S. 120, II, S. 8. — ²⁾ Brief an Dohrn. Ungebrucht.

war ihm wohl, als verschwinde ihr gegenüber alle Disharmonie. „Die magische Gewalt der Musik“, heißt es in den Umrissen, „grenzt an Allmacht. Sie bewegt das Herz mit unwiderstehlichem Zauber durch alle Höhen und Tiefen, deren es fähig ist.“ Einer seiner Sprecher in den „Umrissen“ äußert: „Bei der Karfreitagsfeier in Rom glaubt man den Heiland der Welt in die Arme des Allliebenden, des Allvaters sinken zu sehen. Man ist in den erhebensten Gefühlen, in Anbetung wie aufgelöst. Man vergißt alles, sich selbst, die Welt, ihre Geschichte, die Greuel des Papsttums und das Weltgericht.“¹⁾

Bei solcher Seelenanlage war keine Gefahr, daß Rennenkampff von seiner entschiedenen Ablehnung eines dogmatischen, starren und intoleranten Christentums aus einer trodenen, rationalistischen Morallehre sich zuwenden werde. Er verstand die Bedeutung der Mythen und erklärte sich gegen die Vereitigung aller Einleitungen des Unausprechlichen, die das Bedürfnis des Volkes zustande gebracht habe. Das Wirksamste aber schien ihm das Vorbildliche in den göttlichen Führern der Menschheit zu sein, und er glaube, daß dem gegenüber keine bloße Morallehre aufkommen könne. Das göttlichste Vorbild aber war ihm Christus. Doch sagte er weder seine Persönlichkeit noch seine Wunder theologisch auf. Heißen nicht alle guten und frommen Menschen, so wird einmal in den „Umrissen“ gefragt, „Kinder Gottes“, und warum nicht sein göttliches Kind? Tiefsinnig wird dann noch hinzugefügt: Wie unmittelbar, auf welche Weise der göttliche Gesandte zu seiner wohlthätigen Sendung berufen war, konnte nur er allein wissen, und jede Erklärungsweise von Menschen ist ein törichter Vorwitz.²⁾

Stark war in Rennenkampff auch das Bedürfnis, das Gemeinsame in jeder echten religiösen Empfindung anzuerkennen. Besonders das, was ihm von indischen Weisen bekannt geworden war, wie etwa von dem Stifter der Sikhs, den er offenbar in der schönen Charakteristik des indischen Rahat gemeint hat, zeigte ihm, daß in der Religion des Herzens eine Einheit für alle Menschen liege.³⁾ Sein indischer Patriarch

¹⁾ Umriss II, S. 379.

²⁾ Umriss II, S. 115. Die Stelle über Christus, für das übrige andere Stellen in der Erzählung: Der verlorne Sohn.

³⁾ Die Lehre selbst des Rahat und die Angabe, vor 300 Jahren unserer Zeitrechnung habe er noch gelebt, leitet auf den Stifter der Sikhs, geboren 1465 bei Lahore. Vergl. Gardy, Indische Religionsgeschichte.

Mulhar ist von dieser Religion. Er erzählt, wie der Rahat gesagt habe, das Leiden sei die selbstverschuldete Wirkung des wahn-sinnigen Kampfes der Menschen gegen das Göttliche und gegen die ewige Ordnung des höchsten Seins. Dieses sei überall gegenwärtig, weshalb der Rahat einem Mohammedaner, der ihn getadelt, daß er, seine Füße gegen das Haus Gottes gekehrt, sich gelagert habe, geantwortet habe: Zeige mir eine Stätte, wo Gottes Haus nicht ist!

Gottes Haus und Gottes Wunder fand Rottenkampff überall in der Natur und in der wahren menschlichen Seele. Das war die Summe seiner Weltanschauung. Gerade aber darin hat diese ihr Eigentümliches, daß er, dabei sich berührend mit Goethes Richtung, sicherer noch in dem Bereiche der Natur als in dem der Kultur, die Wunder, die uns umgeben und die den Blick emporleiten zu immer gesteigerten Vollkommenheiten, fühlte und mit immer erneuter Ergriffenheit erlebte. Dereinst, sagt er in den „Umrissen“, werde eine Zeit denkbar sein, in der alle Philosophie auf Naturforschung gegründet sei. Begeistert sieht er in die Lebenskreise der Natur, die immer neue vollkommenere Bildungen hat zur Entfaltung kommen lassen. Nicht die großen Katastrophen haben wohl, so etwa sagt sein Sprecher in den „Umrissen“, die älteren Tier- und Pflanzenformen, sondern die Degeneration hat sie beseitigt, „weil die Arten, zu welchen sie gehörten, den Kreis ihres Daseins vollendet haben und in andere Arten, zu höheren Stufen der Organisation übergegangen sind“. Alle Individuen und Arten sind vergänglich. Selbst der Mensch wird dereinst vielleicht vergehen und verwandelt werden, und noch erhabeneren Wesen und edlere Gestalten werden dann erstehen. Daß die Naturwirklichkeit unserem Bewußtsein solches nahebringe, das schien ihm noch über alle Dichtung hinauszureichen.¹⁾

Immer erweckte in ihm der Blick auf das unermeßliche Leben und Schaffen der Natur das Gefühl der Andacht und eine fromme Bescheidung von der Unbedeutendheit nicht des Menschen in der Natur, aber seines flüchtigen Erden-daseins gegenüber der Ewigkeit der Schöpfung, deren unwandelbare Gesetze mit Geistes-schritt über uns dahinwandeln.²⁾ In einem Briefe an Dohrn aber schreibt er, sein Eigenstes aussprechend:

¹⁾ Vergl. Umriss II, S. 44 ff.

²⁾ „Am Morgen des 18. Juli 1853.“ S. 4.

„Ich weiß kaum, wie es kommt, ich lasse doch allem Besten, was der Menscheng Geist darstellt, volle Gerechtigkeit widerfahren; aber nur die Natur und ihre Wunder entzücken und begeistern mich, und das im kleinsten Detail. Ihnen hänge ich nach, und meine Gedanken und Empfindungen sind ein vielfach variiertes, fortgesetztes Gebet in Verehrung des ewig Ungekannten, des Schöpfers und Erhalters des Alls.“¹⁾ Von der naturwissenschaftlichen Seite her wurde er auch der ewigen Fortdauer des Menschen gewiß; nur lehnte er ab, diese Vorstellung näher bestimmen zu wollen. Die ewige Fortdauer nennt er ein erstes Gesetz der Natur, fortschreitende Entwicklung zu höherer intellektueller Vervollkommenung aber sei das zweite Gesetz. „Das kann ich geologisch und anthropologisch beweisen. Wer also aus eigenem freien Willen und tiefbegründetem Bewußtsein das an sich selbst tut, geistige und sittliche fortschreitende Vesserung, der ist wahrlich ein Mitarbeiter an der großen Stadt Gottes. Welch ein Beruf in dem kurzen Erdenleben! Welch Vertrauen in die Fortdauer! Wer kann das Ende des irdischen Lebens ersinnen, wer es fürchten? Ist es denn so schwer, sich zu bescheiden, wenn man nur das rechte Vertrauen hat, und wie kann das dem denkenden Menschen fehlen?“²⁾

Aus solchen Worten ersieht man, in welcher Art Rottenkampff inmitten des unbegrenzten Reiches der Natur gerade dem Menschen eine unendliche Aufgabe anweist. Immer ist das seine Überzeugung geblieben, was er einmal einen Barzen in den Umrissen aussprechen läßt, er halte dafür, daß es dem Menschen nicht gegeben, zu berechnen, wie hoch der Menscheng Geist sich erheben könne. Das Kostbarste aber, das Wunder der Wunder in dieser wunderbaren Natur war und blieb ihm das liebevoll und zweckvoll für den Mitmenschen arbeitende und sich opfernde Menschenherz, — ein solches Herz schien ihm das größte Kleinod der Menschheit zu sein.³⁾

¹⁾ An Dohrn, März 1851. Unge druckt.

²⁾ Nov. 1850 an den Schwieger-sohn. Unge druckt (nach Kopie).

³⁾ Umriss II, S. 319.